



Hanseatisches Magazin.

Herausgegeben

von

J. Smidt.

Professor der Philosophie in Bremen.

Dritter Band.

Quae bona sunt, fieri meliora possunt doctrina et quae non optima, acui tamen aliquo modo et corrigi possunt.

Cic.

Bremen,

bei Friedrich Wilmans. 1800.

I.

Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg.

Fortsetzung.

Gute Nacht — wünschten wir den Schläfern, dort auf den Bänken des Jungfernsteiges, in der milden Sommernacht; — der, mit dem Aufgang der Sonne wieder erwachten Thätigkeit in der Handelsstadt, laßt uns nun: Guten Morgen! zurufen.

Und wo wohl anders, als auf dem Sammelplatz der Regsamkeit, in ihrem Haven?

Wie hier sich alles bewegt, wie es durcheinander webt, und wühlt, und treibt, und greift, und wirkt, als gölte es der schnellen Ausrüstung einer Flotte gegen den anrückenden Feind, den Zubereitungen, um Nationen zu verderben; und doch gilt es einem bloß friedlichen, einem menschenfreundlichen, höhern, gemeinnützigern, allumfassenden Zweck — dem Handel mit nahen und entfernten Ländern; dem Handel, wodurch Völker sich über die Meere hin die Hand der Eintracht bieten; dem Handel, der rohe Nationen mit kultivirten befreundet, jene bildet, beide beglückt; dem Seehandel, dessen Zweck von verfeinerten Barbaren, wenn Leidenschaft und Herrscherhaß gebietet, so oft verkannt, gehemmt, zerstöhrt wird.

Wie es da draussen auf dem Strome, der Hamburg zu einer Seestadt macht, wogt, und rudert, und segelt; wie die größern und kleinern Fahrzeuge um die Wette Strom auf und ab dem Haven zueilen, — als ob eine Regatta, oder wohl

gar ein Ascenzafest *) gegeben werden sollte, — und doch ist es etwas viel Materielleres, es ist die Versorgung einer volkreichen Stadt mit Lebensmitteln, die das Alles in Bewegung setzt, und die Fläche der Elbe mit Schiffchen und Schiffen bedeckt. — Hätte ich den Pinsel, um das darzustellen! — Und doch, wie vermögte er ein Schauspiel nachzubilden, dessen Geist — Bewegung und Leben ist!

Aus den verschiednen Armen der Elbe, die ihre Inseln umfließen und das gegenseitige Ufer bespülen, zieht die bunte Proviantflotte rudernd und segelnd heran. Der Feuerstral der aufgehenden Sonne färbt ihre röthlichen Segel höher; blendend weiß schimmern die übrigen. Fahrzeuge von

---

*) Regatta ist das berühmte Gondelrennen in Venedig, und das Ascenzafest die vormalige oft genug beschriebene Vermählungsfeierlichkeit des Doge von Venedig mit seiner feilen und nun ganz abtrünnigen Braut, dem adriatischen Meer.

mannigfachen Formen und Kunstnamen tragen übereinander gethürmte Milcheimer, Frucht= und Gemüsekörbe, Männer und Frauen, Insulaner und Küstenbewohner des Stroms. — Die Elbe herauf segelt eine kleinere Flottille; es sind die See= und Flußfischer, von Helgoland und Blankenese mit ihrer Beute für den Fischmarkt. Im Angesicht der Stadt treffen sie zusammen, und die kombinirte Flotte friedlicher Land= und Seemächte segelt mit dem Hurrah des Willkommens in dem Haven ein. Ihre eßbare Waare tauscht sie gegen klingende Waare aus, und zieht gegen Abend mit einem: wir kommen morgen wieder! nach Hause.

Euch entgeht viel, *schlafende* Städter, daß ihr dieses Schauspiel verträumt. Täglich wird es auf euerm großen Strome gegeben; wie viele von euch mögen es wohl gesehen haben? und doch kann man an einem heitern Sommermorgen sich keine schönere Ansicht verschaffen.

Größer und impósanter ist das Schauspiel und mehrseitiger seine Wirkung auf den Geist eines nicht alltäglichen Beobachters, wenn man die Stunde trift, wo eine große Kauffahrerflotte den Strom herauf oder herab segelt. Um dieses Schauspiel sonder Gleichen in seiner ganzen Pracht zu sehen, besteigt die Höhen bei Blankenese an einem Tage, wenn der Wind sich von Osten nach Westen, oder umgekehrt, wendet. Im ersten Fall segeln dann die bei langgestandnem Ostwinde an der Elbmündung stationirt gewesenen großen Schiffe, nicht selten dreißig, vierzig und mehr, den Strom herauf gegen die Stadt; im zweiten, gehen die des Ostwindes im Haven harrenden Segler der See zu. — Nur wenige, von Seeküsten und Kriegshäven entfernte Mittelländer kennen das Schauspiel einer gerüstet ausziehenden Kriegsflotte; diese Ansicht an dem friedlichen Ufer der Elbe, giebt einen anschaulichen Begriff davon; aber der Eindruck ist, wie die Sache selbst, so wohlthätig, als jener schrecklich ist. — Hier, von den Blanke-

neser Höhen herab, angesehen, schwimmet diese Friedensflotte in stiller Majestät zu euern Füßen hin.

Jede Tageszeit gewährt den Anblick neuer, und immer neuer und schöner Scenen, am Elbufer. Wer aber mag das beschreiben; und welchen Leser erwärmt der kalte Buchstabe, der solche Ansichten schildern soll, und schriebe auch die Feder des begeisterten Dichters ihn hin. — Hier nur noch eins dieser Elbschauspiele, dessen Gleichen auch der älteste Hamburger nie gesehn hatte.

Als noch die französische Erfindung der Aeronautik in ihrem Anfange, bloß für Luftspringerkunst angesehen und bespöttelt ward, fanden sich auch bei uns windige Fremdlinge ein, die durch lärmende Anschlagzettel Zuschauer vor ihren Luftballon und Bühnen zusammentrommelten. Die meisten dieser unwissenden Charlatans täuschten ihr Publikum; sie nahmen zwar kein Geld, aber auch keinen Ruhm mit; denn

aus dem Aufflug der Aerostaten ward gewöhnlich nichts. So machte es denn auch vor vierzehn Jahren ein gewisser Holländer. Er kündigte einen Ballon in Ottensen an. Das Experiment mislang; gab aber zu dem schönsten Schauspiele Anlaß. Es war ein heitrer, stiller Sommernachmittag, das Elbufer voll Menschen, der Strom mit kleinen Schiffen, und diese mit unzählichen Zuschauern überdeckt. Man wartete lange, und wartete vergebens; aber vergessen ward bei diesem Schauspiele auf der Elbe, das Luftschiff and sein Steuermann. Schlimmer dran waren die Leute, die da unten mit ihrem Schiffgewimmel uns am Ufer das schöne Schauspiel gaben, ohne für das Warten, wie wir, entschädigt zu werden. Ihre Langeweile ward mit Müsik, Gesang und Hurrah's vertrieben, und auch das vermehrte den Genuß der Zuschauer auf dem Lande. Plötzlich verwandelte sich diese Scene in eine noch schönere und imposante. Armseliges Opertheater in Paris, was sind die Zauber deiner Dekorationenverwandlungen, gegen diese auf dem großen

Schauplatze der Elbe! — Eins der größten dreimastigen Schiffe, schwamm majestätisch langsam mit der Ebbe aus dem Haven herab. Es näherte sich. Vor ihm lag über der Strombreite her, dieses Bollwerk von kleinen Schiffen; nirgends eine Durchfahrt. — Der Capitain gab ein Flaggensignal, und dem Wink gehorsam, regte sich nun alles, um dem Höhern zu weichen. — Mit einem allgemeinen Hurrah! wendeten die Böte, ruderten abwärts, drängten sich zusammen — und in stolzer Größe schwamm der Segler der See zu.

Wir schiffen uns wieder nach dem Haven ein. Noch einen Blick auf den Strom und seine herrlichen Ufer. Dort, der sich in die Wasserfläche niederwölbende Horizont; im fernen Hintergrunde der Seeseite, hervorragende größere und kleinere Masten und Segel; näher her, auf- und absegelnde Schiffe. Am hannöverschen Ufer, eine Hügelreihe, oder vielmehr das vom Ufer ab sich stark erhebende Haideland, in bläulichen Tinten. An der hollsteinischen Seite

die nicht unmalerischen Berge von Blankenese, das hohe Ufer von Dockenhude, Nienstäde bis Neumühlen und Ottensen, mit seinen großen Landhäusern, *) Gärten und englischen Pflanzungen, die das Liebliche dieser Höhungen vermehren. Dann Altona mit der Reihe von Speichern am Fuß der Stadt, und mit ihrem kleinen Haven; der starkbebauete Hamburgerberg, die Docken, Schiffbaumagazine; — der Haven von Hamburg, ein dichter Wald von Masten, zwischen und über welchem die Stadt mit ihren Spitzsäulen der Kirchthürme hervorragt; — das Alles macht ein höchst gefälliges Ganzes. Ottensen, Altona und Hamburg giebt den täuschenden Anblick einer ungeheuren Stadt, deren eine Seite längs dem breiten Strom sich hinstreckt. —

---

*) Mögte man sie auch alle schön nennen können! Aber es sind häsliche Karrikaturen unter diesen Landhäusern, die sonderbar mit andern kontrastiren, die nach den Rissen des Professor Hansen in Altona, zum Theil im italienischen Geschmack, erbauet sind.

Wer mit italienischer Einbildungskraft nach Hamburg kommt, und von Haarburg auf dem Elbarm, Reiherstieg genannt, herüberfährt, dem weckt diese Aussicht hohe Erinnerungen an den Golf von Genua, an den von Neapel; *) hinzugerechnet -- o wie viel! was so eine glühende Einbildungskraft hier suppliren muß, damit die Vergleichung nicht gar zu sehr hinke — jenen immer heitern italienischen Himmel, die Vorgebirge Misene, Puzzolo, Bajae „goldnes“ Ufer, Vesuv, die Felseninseln, die Städte . . . . doch genug; schöne und geliebte Gegenden muß man eben so wenig, wie gute und geachtete Menschen, mit einander vergleichen.

Auf dem Strome liegt, dem Haven gegen über, die hamburgische Admiralitätsjacht, ein Gegenstand der Neugier der meisten bei uns vorsprechenden Fremden. Diese niedliche, mit Kanonen zum

*) Italiener selbst machten, vielleicht aus Galanterie für Hamburg, diese Vergleichung.

Lustfeuern besetzte kleine Fregatte ist in England gebauet und kostete 5000 Pfund Sterling. Die hamburgischen Schiffbauer behaupten keck, für einen viel geringern Preis hätte sie eben so solide und für das Lokale unsers, mit Sand oft eng belegten Stroms, brauchbarer gebauet werden können, als sie, mit ihrem spitzen, für das Seesegeln berechneten Keil, in England gebauet ist. Das mag wahr seyn;*) auch

---

*) Wenig Hamburger werden es bezweifeln, und bei allem nur zu argem eignen Hang für das Nichthamburgische, den Einfall, das Schiff in England bauen zu lassen, nicht Anglomanie nennen; die uns oft genug und mit Recht vorgeworfen ist. — Sehr naiv ward einst ein von eben dieser losen Sucht angesteckter hamburgischer Prediger von einem patriotischern Schiffbauer, bei dem er Kindtaufe hielt, und die Sache der Anglomanie bei dem Bau der Jacht in Schutz nahm, zurechtgewiesen. „Warum" fragte er den Prediger, „haben denn die Herren ihr neues Gesangbuch nicht auch in England machen lassen?"

hätte, dem Geschmack unbeschadet, manches vergoldete Schnitzwerk am Aeußern wegbleiben können; aber die Eleganz des Innern, mit dem Vollendeten, mit dem Wöhnlichen vereint, verräth ganz ihr Vaterland, und würde vielleicht zum Theil minder vollkommen gewesen seyn, wenn die, uns oft genug vorgeworfne große Vorliebe zum Ausländischen, dem Patriotismus das Opfer gebracht hätte, und die Jacht in Hamburg gebauet wäre. — Manchem Hamburger giebt der Anblick der Jacht frohe Erinnerungen. Ihre Hauptbestimmung ist, die jährlich einigemal zur Besichtigung der Havenwerke nach Kuxhaven gehenden Elbe- und Stackdeputationen, hin und zurück zu bringen. Die Admiralitätsbürger können sie aber auch zu Lustfahrten von mehrern Tagen benutzen, wozu sie denn einen kleinen Cirkel von Freunden einladen. Diese Wasserpartien in den schönen Monaten treten aus dem gewöhnlichen Gleis der alltäglich werdenden Stadtbelustigungen, und sind um desto angenehmer. — Nichts fröhlicher, als eine solche Stromfahrt mit gu-

ten Freunden; nichts belustigender, als die kleinen Abentheuer auf dem Wasser, die mannigfaltig wechselnden Scenen deren Zuschauer oder Mitspieler man ist; nichts freundlicher, als der gastfreie Empfang in den kleinen hamburgischen Domainen an der Elbmündung; nichts interessanter und belehrender, als ein Abflug mit einem leichten Fahrzeug in die offne See, zu einem Besuch des Meerfelsens Helgoland und seiner originellen Bewohner. *)

Dem Lärm auf den Gassen einer volkreichen Stadt, kommt der Havenlärm einer Handelsstadt am nächsten. In gewissen Stunden des Tages wird jener noch von diesem in unsern Haven, der für die Größe des jetzigen Handelsverkehrs und für die Menge der Schiffe ein zu enges Bassin hat, übertroffen. Besonders ist die-

---

*) Auswärtige, und freilich auch die meisten von uns, kennen sie durch Zöllners meisterhafte Beschreibung.

ser Lärm in den Morgenstunden betäubend groß. Das beständige Zuströmen von Fahrzeugen von dem gegenseitigen Ufer, den Inseln und aus entferntern Stromgegenden, das Einführen von Waaren aus angekommnen Schiffen, die, wegen der Seichtigkeit des Flusses einige Meilen unterwärts der Stadt ihrer Fracht entladen werden müssen; die Kommunikation unter den Schiffen selbst, die ankommenden und abgehenden Fremden — alles dies beengt das ohnehin nicht breite Wasserthor des sogenannten Niederbaums, und verstopft es manchmal stundenlang. Welch ein tobendes Geschrei der aufgehaltenen, ungeduldig werdenden Schiffleute! Dann die Ankunft von platten Fahrzeugen (Ever) mit Waaren aus den Stadtkanälen, zur Befrachtung der abgehenden Schiffe; die gewaltigen Stimmen der immer zankenden, oder sich wenigstens so gebehrdenden Everführer. Die lärmenden Bauarbeiten an den Schiffen; der Verkehr der Matrosen unter einander, ihr verworrnes Geschrei in allen Zungen, ihr Hurrah, Gesang, die Signale

mit dem Schiffsgeläute; — das Alles berechne man, und darauf den Lärm! — Frappant ist besonders der Eindruck dieses Havenverkehrs auf einen deutschen Mittelländer, aus dem Reiche. Ihm ist dieses große bewegliche, nicht bloß redende, sondern schreiende Gemälde, ein ganz neuer Gegenstand. Aber die Damen! Hütet euch, sie zu einer Havenfahrt, „unvorbereitet auf den Matrosenaufruhr den ihre Erscheinung im Haven veranlaßt, einzuladen. Mit einem: „o schell nich, schell se nich!“ .... vom Pfeiffen und dem Läuten der Schiffglocken akkompagnirt, fängt der Bewillkommungsgruß an, dem ein Strom von Worten aus der Marine-Eloquenz folgt, die den häslichsten Injurien völlig ähnlich sehen; und doch sind es keine, oder wenigstens ist kein (juristischer) animus injuriandi dabei. Ein bloßes Matrosenkostüm ist dieses Zujauchzen von, sittlichen Ohren mistönenden, Worten, womit selbst Prinzessinnen in königlichen Häven nicht verschont werden. Zwei, freilich sehr von einander im Geist der Zeit und des

Karakters verschiedene Königinnen empfanden diesen Matrosengruß (denn es ist nichts anders) auf sehr verschiedne Weise. Elisabeth von England, rief auf einer Wasserfahrt dem — whore! whore! (muß es denn doch gesagt seyn?) der zahlreichen Matrosen lachend entgegen: Well! you all are my dear children! *) — Von der schönen und unglücklichen Karoline Mathilde von Dännemark wird dagegen erzählt, sie habe bei ihrer ersten Fahrt in dem Haven von Kopenhagen diesen Matrosengruß so übel genommen, daß sie den Schiffsleuten die ihnen zum Frühstück bestimmte Reisportion auf einige Zeit zur Strafe entziehen lies. Das war eine etwas unkönigliche Rache, für eine Beleidigung, die keine war.

Um eine solche Havenfahrt nicht bloß unterhaltend, sondern auch lehrreich zu machen, muß man sie mit seinen Fremden, in Gesellschaft eines Schiffkundigen, vor-

---

*) Gut! ihr alle seyd meine lieben Kinder!

nehmen; sich den verschiednen Karakter des Aeußern und Innern der Kauffarteischiffe verschiedner Nationen, den Haushalt, die Seedisciplin u. s. w. erklären lassen, und eins dieser ungeheuren Wasserhäuser — eine Nußschale auf dem Ocean — besteigen. Schon die Jollenführer, die zu dieser Havenfahrt für einen geringen Lohn gedungen werden, sind als vormalige Matrosen, in diesem Unterrichte ziemlich gewandt, wenn man anders ihre breite holländische Mundart zu enträthseln versteht.

Die theils natürlichen, theils durch Kunst aus der Elbe und Alster abgeleiteten Kanäle, sogenannte Fleeten, nähern die Ansicht mehrerer Gegenden der Altstadt von Hamburg, der von Venedig. Ein großer Theil der venetianischen Kanäle sind nicht breiter und nicht lustiger, als unsre kleinen Fleeten. Und unsre breiten Kanäle, als beim Bauhofe, an der Zollenbrücke, Holzbrücke u. s. w. mit der Mannigfaltigkeit der auf- und abfahrenden Fahrzeuge und

Waaren, den Wort- und Faustkämpfen der Schiffsleute, dem Verkehr vor den Hinterhäusern der Kaufleute, — das alles würde sogar anschaulich an den Einfahrtskanal, Canal grande, der berühmten Wasserstadt erinnern, wenn man bei unsern Ziegelmauern, Spitzgiebeln und rothen Dächern, die prächtigen Marmorfaçaden der venetianischen Palläste an dem großen Kanal, die Kolonaden, Plattdächer mit Statüen oder Orangenbäumen besetzt, vergessen könnte. — In einem andern Vergleichspunkt dieser Fleeten mit den Kanälen von Venedig, der stinkenden Ausdünstungen, gewinnen doch noch die unsrigen. Diese existiren hier in einigen Kanalgegenden nur selten, bei anhaltendem Ostwind im Sommer, und sind bei weitem nicht so unerträglich, als der abscheuliche Seegestank, der sich, während der heissen Monate, aus den Kanälen über ganz Venedig verbreitet.

Es schlägt zehn Uhr. Wollen wir wieder ans Land steigen? Dies ist eine

der Stunden des stärksten Verkehrs in den Gassen, und dies ergiebt eine der interessantesten Ansichten der volkreichen Stadt. — In der That ist es, bei der jetzigen Bevölkerung und dem jetzigen Handlungsgewühl von Hamburg, keine hinkende Vergleichung, wenn man diesen Lärm in unsern gewühlvollesten Gassen dem berühmten embarras de Paris gegenüber stellt. Die Menschen, die Tendenz ihres Treibens, sind dort anders als hier, die äußern Formen in dem Lärm sind sich gleich. — Juvenal hat den Urbis strepitus, Boileau den embarras de la grande Capitale, satyrisch besungen. Vergleicht man ihre alten Gemälde mit dem modernen Bilde auch in Hamburg, so geht daraus die alltägliche Wahrheit des Salomonischen: „nichts Neues unter der Sonne," auch in volkreichen Reichsstädten, hervor.

Noch betäubt von dem rauschenden Lärm im nahen Haven, noch zerstreuet von dem bunten Gewimmel auf der Elbe und in den Fleeten, findet Ohr und Auge kei-

nen Ruhepunkt, in dem Betrieb auf den volkreichsten Gassen der Altstadt, und der Beobachter hat hier reichen Stoff. — Hier die Kayen. Ein sonderbares Gemisch von Eigenheiten, von holländischen und auch englischen Sitten, von Schiffskostüme, Sprache, Physiognomien, in dieser Gegend. Man versetzt sich aus Hamburg bald nach den englischen, bald nach den holländischen Küsten, je nachdem man auf die verschiednen Menschengruppen trifft, in ihre Schenken, Wohnungen, Keller eintrit. Eine von der übrigen Stadt in Art und Sitte sich gleichsam absondernde Nation lebt hier; es herrscht ein schwerfälliger manchmal roher Schiffskarakter in dem Ganzen, und theilt sich von hieraus, wie die Kanäle, der Stadt in einzelnen Zweigen, der mit diesem Kayenvolk in Verkehr stehenden Bewohnerklassen, den Everführern, Karrenschiebern und dergleichen, unter einigen etwas civilisirtern Modifikationen, mit. — In Geist und Wesen der Inhaber dieses Stadttheils, vergleicht man sie wohl mit den römischen Trasteverinern, den frankfurter Sachsen-

häusern, den pariser Antons=Vorstädtern. Und in der That ließen sich, wenn das etwas verschlüge, solche Vergleichungspunkte hier eher suchen, als sich die Richtigkeit der Bemerkung eines paradoxen Reisenden über Hamburg, finden läßt, dem unter andern, die beim Absteigen am Haven ihm zuerst Begegnenden, satt, satt, satt, vorkamen. *) Man muß in der That übersatt seyn, um, selbst in den Horreurs einer schweren Verdauungsstunde, so zu beobachten, wie dieser Reisende in Hamburg überhaupt beobachtet hat.

In den Gassen: — das apokryphische Zetergeschrei der Ausrufer von Früchten, Gemüsen, kleinen Waaren aller Art, unverständlich jedem, der nicht ganz plattdeutsch ist; — das Schelten der Fuhrleute, Karrenschieber, Kutscher, die einander den Weg verrennen, und lieber mit Scheltworten,

---

*) Siehe die Reisegeschichte von dem Verfasser der Rückkehr ins Vaterland. S. 212.

als mit Handanlegen, helfen; — das Kettengeklirre der ungeheuren Frachtwagen und ihrer mit klingendem Geschirr behängten Pferde; das Erderschütternde Geprassel der Lastwagen und ihrer gewaltigen Rosse. — Hier ist der Weg durch in einander gefahrne Fuhrwerke und ihren langen Schweif von wartenden Wagen verrennt; ihr müßt auf das Seitengemäuer (Beischläge) der Treppen klettern, über Kellerschluchte einen Sprung wagen, um vorbei zu kommen. Dort, in den Zugangsgassen der Gemüsemärkte, und auf diesen vollgepfropften Märkten selbst, drängt ihr euch nur durch die Menge hin; werdet bald von den Regenschirmen der Köchinnen ins Auge, bald von Lastträgern gegen die Stirne gerennt, bald von Schiebkarren am Schienbein verletzt. — Rette sich, wer kann, aus diesem merkantilischen Tumult!

Wenn ein Pariser Freiheitsmann der vorigen Jahre, in unsern Gassen etwas gesehen hat, das wir da stündlich sehen, wie mag er dann in unsrer wirklich freien Re-

publik über Verletzung der Pariser Menschenrechte, über den Sklavensinn der Hamburger geschrien haben. Die sogenannten Krahnzieher, die Pferdemenschen, deren sechs auch zehn, sich vor einen hohen zweirädrigen Karren spannen, und damit ungeheure Lasten von einer Stadtgegend in eine oft sehr entfernte, bergan und ab, fortschleppen. Peinlich ist der Anblick allerdings, wie diese freiwilligen, zünftigen Sklaven (denn sie formiren eine Zunft mit gewissen Rechten und Freiheiten) diese Sklaven ihre Karre keuchend und sich zerarbeitend eine Brücke hinanziehen, und die Vorbeigehenden um Beistand anrufen, ihnen die Höhe durch Handreichungen erklimmen zu helfen. Umsonst aber würde der Pariser Freiheitsheld diesen Leuten die droits de l'homme et de citoyen predigen, umsonst ihnen vorschlagen, sich die Mühseligkeiten ihres armen Lebens durch Pferde zu erleichtern; das würden sie ein Attentat auf ihre Menschenrechte nennen, und dem französischen Philosophen es mit ihren Zugstricken vielleicht fühlbar machen,

— daß der Geschmack und die Ansichten von Dingen verschieden sind.

Ein Theil unsrer Gassenpolizei laborirt, — nicht an guten und strengen Verordnungen, wie sie eine volkreiche Stadt bedarf, — wohl aber an deren Befolgung. So zum Beispiel giebt es scharfe Mandate gegen das, in unsern gewühlvollen Gassen so gefährliche schnelle und leichtsinnige Fahren und Reiten; und doch wird oft noch schnell gefahren und leichtsinnig genug geritten. Durch einen sonderbaren, von Seiten der Herrschaft unverschuldeten Widerspruch jener guten Verordnungen, geschieht es, daß viele Kutscher der Rathsmitglieder, besonders mit den leeren Wagen, schärfer als jede andre fahren, und sich in mehrern Stücken, manchmal ungestraft, emancipiren. Im zügellosen Reiten zeichnet sich eine gewisse Klasse unserer jungen Leute aus, denen man es in der That nicht ansieht, daß der Sitz des deutschen Erziehungsareopags, gerade zu

ihrer Jugendzeit, dicht vor unserm Steinthor war, und die Plane zu dem Bänderreichen Werke der „allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens," hier entworfen ward.

Unser in Osten und Westen vordem nicht mit Unrecht verschrienes Gassenpflaster, hat seit mehreren Jahren bedeutend gewonnen. Die, mit großen Kosten des Staats, neugepflasterten Gassen und Märkte sind sorgsam und nach einer guten Methode angelegt; aber viele Gassen werden durch das öftere Aufgraben der Brunnenröhren, bei deren Zuwerfen es eben so langsam als sorglos zugeht, und besonders durch das verbotne Fahren der schwerbeladnen Lastwagen, unausbleiblich zu Grunde gerichtet. — Wenn unsre Gassen nicht die bestgepflastertsten, wenigstens in Deutschland, sind, so hat es wenigstens die Steinart nicht verschuldet; denn mehrere durchreisende Lithologen behaupteten, in wenig Gegenden von Europa fände man eine solche Mannigfaltigkeit der schönsten

Granite und so harte Textur derselben, als unter den Steinen unsers Gassenpflasters. — In vielen Gassen, aber noch lange nicht vor allen Häusern bemittelter Bürger, sind schmale Trottoirs von viereckt gehauenen Steinen angelegt; es versieht sich, für Fußgänger, nicht für Karren und Kutschen, die, des dagegen sich erhebenden Mandats und aller öffentlichen Ankläger in unsern Tageblättern zum Trotz, sich diese Fußbänke anmaßen und die Fußgänger davon vertreiben, deren persönliche Reklamationen gegen diese Karrenschieberfreiheiten, ohne beigefügte zureichende Faustmotive, doch nichts verschlagen würden.

Wem fiele es wohl ein, in einer engbebaueten, gewühlvollen Stadt in regnigten Jahrszeiten über Unsauberkeit der Gassen zu klagen? Aber die unsrigen könnten doch reinlicher seyn, wenn manchem Misbrauch vorgebeugt und auf gute Verfügungen nachdrücklicher gehalten würde; wenn zum Beispiel der zusammengefegte Schlamm nicht Tage und Nächte

lang an den begangensten Stellen, als unmittelbar vor der sehr zweckmäßigen Laufbrücke zum Jungfernsteig, liegen bliebe, damit der nächtliche Fußgänger in diese Gassensümpfe versinke. — Mit vielen Kosten und mit Thätigkeit, so viel dadurch ausgerichtet werden kann, wird im Winter die Fortschaffung des Schnees und Eises von den Gassen, als eine Sicherheitsmaßregel in so stark begangnen Gassen, besorgt; aber in unserm Eis- und Schneeklima richten sehr oft einige Schneestunden die Reinigungsarbeiten vieler Tage wieder zu Grunde.

Wichtiger für die Sicherheit der Bürger als alles, ist eine gute Gassenbeleuchtung. Von unserm Staat werden ansehnliche Summen darauf verwendet, und die Leuchtenzahl jährlich vermehrt; demungeachtet läßt sich eine vortheilhaftere und zweckmäßigere Beleuchtungsart denken. Freilich verdunkeln sich unsre Laternen weniger und verlöschen nicht mehr so früh, als noch vor wenig Jahren; — doch aber

ist die Helle in den Gassen, da, wo Doppellaternen vor den Privathäusern dem Gemeinwesen nicht zu Hülfe kommen, in Vergleich mit der Beleuchtung so vieler andern deutschen und ausländischen Städte, durch Hänglaternen in der Mitte der Gasse, noch sehr unvollkommen; noch gar zu genau wird von der allzuwirthschaftlichen Administration, der Mond- oder Leuchtenkalender *) konsultirt. — Wehe dem armen Fußgänger, wenn in diesem leidigen Kalender: Mondlicht ist, aber der am Himmel, sein blasses Gesicht hinter dem Herbstnebel verbirgt! dann tappt er im Dun-

*) Dieser, noch an vielen Orten übliche Mondkalender, ist beinahe schon zum Kinder- oder doch wenigstens zum Dichterspott geworden. Der deutsche Satyriker Falk singt:

„Polizei und Polizeianstalten?
— — Damit laßt's beim Alten,
was Verläumdung auch dagegen spricht.
Steckt Laternen an, wenn Sterne funkeln;
löscht sie aus, und brecht den Hals im Dunkeln,
steht doch im Kalender: — Mondenlicht!"

keln; und dabei die oben erwähnten Sumpf=
pfützen, die Kellerschluchten, die Fleettreppen!

Wer zweifelt wohl noch, — ausser
vielleicht die dem alten Herkommen eigen=
nützig ergebenen Leuchtenofficianten, — daß
die Beleuchtung durch Hänglaternen in der
Mitte der Gasse, die beste ist; es lehrt die
Erfahrung der meisten großen und vieler
kleinen europäischen Städte. Auch unsre
beiden hanseatischen Schwesterstädte haben
sie seit ein Paar Jahren, wenn gleich, wie
es scheint, nicht mit dem Erfolg wie in
französischen Städten, eingeführt. Die Ge=
sellschaft zur Beförderung der Künste und
nützlichen Gewerbe, lies vor einigen Jahren
mit aus Frankfurt, Lübeck, und aus Frank=
reich selbst verschriebenen Hänglaternen, vor
ihrem Hause Versuche anstellen, die, be=
sonders mit einem Pariser Brennmaterial
eben so entscheidend für diese Beleuchtungs=
art waren, als unzweckmäßig die auf öf=
fentliche Kosten in der Admiralitätsstraße
hängenden Laternen deswegen sind, weil
sie zu hoch und im Zickzack hängen, und

nicht rein genug gehalten werden. Vortheilhafter als diese, leuchtet eine solche Laterne vor dem Hause eines, alles Gute und Gemeinnützige befördernden Mitbürgers, auf dem Kehrwieder. — Jene angestellten Versuche der Gesellschaft, hatten übrigens keinen weitern Erfolg, als daß einige Tage „von der hellen Laterne beim goldnen A. B. C." (vor dem Hause der Gesellschaft) als von einer Stadtneuigkeit gesprochen ward, — und die Leier eines Volksdichters sie in einer salbungsvollen Elegie besang, die mit den emphatischen Worten anfing: „da bummelst du, o patriotische Laterne" — mit gleichem herzbrechenden Da Capo schloß, — aber für das Leuchtenwesen nicht die Wirkung von Orpheus Leier haben konnte.

Doch, wir verirren uns zu den Laternen; und noch ist es hoch am Tage.

„Welch ein Menschenschwarm dort auf der Brücke? Jeden Augenblick wächst er. Ist's ein Auflauf? Und die Wache zögert,

die Gruppen aus einander zu treiben, zu verhaften?" — Gemach, fremder allzustrenger Freund, der ihr unser Volk und unsre Verfassung nicht zu kennen scheint, oder sie, nach Petersburger Sagen, falsch beurtheilt! Glücklicher kombinirt, um wahre Freiheit, Sicherheit des Bürgers zu erhalten, ist keine Verfassung, milder keine Regierung, weniger revolutionair gestimmt kein Volk, als die Verfassung, die Regierung, das Volk von Hamburg. Unsre gutgearteten niedern Klassen . . . . Aber, erst laßt uns doch jenem Haufen näher treten, was es dort giebt. — Nun seht: ein armes Hündchen, das ein Gassenbube ersäufen wollte, hat sich da an ein schwimmendes Brett geklammert, und winselt seinem Retter entgegen. Das war's, was die Leute zusammentrieb; und so etwas mag auch die Entstehung des alten hamburgischen Sprichworts: een Hohn in't Fleet! *) gewesen seyn, womit man hier

*) Das ist die lakonische Antwort, die man in unsern niedern Klassen dem neugierigen

die, allem Volk mehr oder minder eigne, eitle Neugier bezeichnet. — Lacht über das Wort oder über die Sache; aber diesen Zug des gutherzigen Mitleids mit einem halbtodten Hunde, den ihr auf mehrern Gesichtern in diesem Brückenhaufen findet, sollt ihr nicht belächeln. — — Hier wäre der Augenblick, etwas von dem Karakter des hamburgischen Volks zu reden; denn mein philosophischer Freund da, fordert von mir etwas Näheres über den Geist unsrer niedern Klassen. Ich liebe sonst dergleichen kollektive Schilderungen nicht. Sie sind gar zu sehr und mit Recht verrufen, durch so manche Reisebeschreiber, die à vol d'oiseau durch die Länder zogen, eben so oberflächlich, oder von vorgefaßter Meinung verstimmt, sahen, und nun die Resultate ihrer sogenannten Beobachtungen über ganze Nationen und ihren Karakter, als Orakelsprüche durch den

Frager bei solchen Gelegenheiten auf sein: was ist da zu thun? zu geben pflegt: ein Huhn liegt im Fleet!

Buchhandel der Welt feil bieten. Aber ein engerer Stadtcirkel umgiebt uns hier, ein kleinerer Haufe, der leichter zu übersehen und zu beurtheilen ist, — und so mögte ich allenfalls ein kurzes Wortresultat der Erfahrung darüber sagen.

Ruhig und friedliebend, der guten Regierung ihrer guten Vaterstadt zugethan, — stolz, vielleicht manchmal zur Unzeit, gar trotzig auf seine Bürgerfreiheit — ist unser Volk in seinen äußern Verhältnissen. In seinem Innern, — wie allenthalben mehr oder minder Nachahmer der höhern Stände, — arbeitsam um zu gewinnen, bequem und allzubegehrend bei leichtem Verdienst, mehr genießlustig als sparsam im Verzehren des Erworbenen. Noch viel Anhänglichkeit an Religion und ihren Kult, wenngleich nicht in dem Grade seiner und unserer Väter in Wort und That, noch biedre Redlichkeit, noch häusliche Tugend, noch häusliches Glück bei ihm, wie in den höhern Ständen, trotz den modernen Verfeinerungen des Luxus, dem vermehrten

Wohlleben und der Bekanntschaft mit neuen erkünstelten Bedürfnissen und ihrer erleichterten Befriedigung, wobei die alte Sitte und die strengere Moralität der Väter unstreitig gelitten haben.

Es ist ein alter, tausendmal wiederholter und nachgebeteter, unsrer Stadt fast ausschließend gemachter Vorwurf: die Hamburger sind grob. Eine von den kategorischen Generalentscheidungen, womit Volksrichter Nationen stempeln. Laßt uns diesen Vorwurf näher beleuchten. — Ungebildete, rohe Racen giebt es unter allen Klassen in allen Ländern; die Benennungen: vornehmer Pöbel und rohes Volk, finden Anwendung allenthalben. — So oder anders modificirt ähnelt sich das Wesen der arbeitenden Klassen in allen großen europäischen Städten. Die Formen modelt Nationalgeist und Art des Betriebes. — Eine gewisse Derbheit, Folge des Klimas, der physischen Kraft, der angestrengten Thätigkeit, karakterisirt allerdings das Volk (den sogenannten Pöbel) in den Handels-

städten des Nordens; bei uns dazu ein gewisses angeerbtes — sei es auch zuweilen ein misverstandnes — Gefühl von Bürgerfreiheit, ein stolzes, mehr oder minder klares, Bewußtseyn einer unabhängigen Verfassung. — Diese Mischung von — laßt es immer mich so nennen — von republikanischem Hochgefühl und von Thätigkeitstrieb nennt man in seinen Aeußerungen: hamburgische Grobheit. Untrüglich mögten sie gern seyn, diese Nationalrichter, in ihren Sentenzen, und wissen nicht gerecht zu seyn. Unterscheiden sie den Geist des Ganzen, von einzelnen Auswüchsen; die Regel von den Ausnahmen? Denn daß man auch in Hamburg grob und sehr grob ist, kann der Partheiischste nicht läugnen; aber ist man es auch nicht in andern großen volkreichen, besonders Handelsstädten? und soll denn das hamburgische Volk mit diesem Schimpfnamen allein vor dem Publikum am Pranger stehen? sollte hier die Ursache, die Wirkung nicht einigermaßen entschuldigen?

Stört, — dieser Rath paßt für jede Stadt, deren Wesen: Geschäftigkeit ist — stört keinen, und vor allem keinen aus den arbeitenden Klassen auf den Gassen, in seiner Thätigkeit. Greift in keines selbst der kleinsten Triebräder dieser großen arbeitenden Maschine, in dem Augenblicke ihres Ganges. Das heißt, belästigt keinen Arbeiter gerade dann, wenn er sein eiliges Werk treibt, mit Fragen, Anrennen und dergleichen, oder macht euch auf eine lakonische Antwort, auf eine derbe Zurechtweisung vielleicht, gefaßt. Diese billige Regel beobachtet; und ihr werdet übrigens auch in Hamburg, wie in dem dafür berühmten Paris, auf bescheidene Fragen, von den Leuten an der Gasse befriedigende Antworten, ausführliche, selbst mit Sorgsamkeit gegebene, Nachweisungen von Straßen, Häusern und dergleichen, erhalten; hier, wie dort, wird man euch nicht selten sagen: „Herr, ich gehe des Weges, und will Sie zurechtweisen!"

An der Quelle der neuesten Nachrichten vom Auslande, ist unsern niedern Klas-

sen Wißbegierde in der Zeitgeschichte eigen, und deren Befriedigung, bei den täglich erscheinenden Zeitungen, leicht. In den Morgenstunden, wann diese erscheinen, sieht man vor den Zeitungsbuden oft Arbeitsleute, Hausknechte *) reihenweise stehen und die für ihre Herren geholten Zeitungen emsig lesen. An den Gassenecken, dem Standorte der, Arbeit erwartenden, und oft müssig genug dastehenden und Muthwillen treibenden, Arbeitsleute, werden nicht selten lokale und wohl gar politische Flugschriften vorgelesen, besprochen. — Wie vorsichtig sollte deswegen die republikanische Schreib- und Preßfreiheit benutzt werden; und wie viel Gutes und Gemeinnütziges könnte durch diesen Weg der Verbreitung unterhaltender und belehrender Flugschriften gestiftet werden! Merkwürdig und überraschend sind manchmal die feinen Aeußerungen, philosophischen Bemerkungen, das richtige, von Sachkenntniß geleitete Gefühl, in den Gas-

*) Hausgewerbe bestellende Arbeiter, oder sogenannte Arbeitsleute der Handelshäuser.

sengesprächen der Arbeiter. Als Buonaparte seinen Zug nach Egypten antrat, und man seine Bestimmung nur noch muthmaßte, unterhielten sich auf dem Berge, einem Markt in der Altstadt, zwei neben einander hockende Steinpflasterer über diese Sache sehr naiv. Der eine, nach seiner Mundart ein Obersachse, schien den guten Erfolg des Zuges nach Egypten zu bezweifeln; der andre, ein plattdeutscher Hamburger, strafte ihn und sagte: Buonaparte werde es damit nicht mislingen, denn, setzte er hinzu, „et is een ganzen Keerl!“ *) Der Obersachse schien die Sache dahin gestellt seyn zu lassen, und lies sich auf den wahrscheinlichen Gegenstand des Zuges, auf Egypten ein, wovon der Amtsgehülfe wenig zu wissen schien; sprach von den Pyramiden, „die noch vor

---

*) „Sagt: es war ein Mann, so habt ihr alles gesagt“ — sagte Hamlet. Das wollte auch wohl der Pflasterer da sagen, mit seinem: et is een ganzen Keerl! (es ist ein ganzer Kerl!)

der Sündfluth," erbauet wären, und sprach davon mit einer sichtbaren Handwerksfreude, als wenn er selbst als Steinmetz dabei gewesen wäre. — So traf neulich ein Hausknecht in seiner schwarzen baumseidnen Jacke, mit einem hausirenden Faßbinder vor der Kupferstichbude beim goldnen A. B. C. zusammen, wo das Blatt der Befreiung Kosciusko's durch Kaiser Paul aus seinem Gefängniß, vorstellend, am Fenster hing. Sehr naiv und lakonisch, aber in der Hauptsache richtig, trug dieser öffentliche Professor der Geschichte und Kunst, seinem Schüler erst die Geschichte des unglücklichen Polen vor, bis er an die hier dargestellte edle That des Kaisers kam. Nun machte er seinen Zuhörer auf die Geschicklichkeit des Künstlers in Stellung und Ausdruck der beiden Figuren, des Kaisers und des Generals, aufmerksam u. s. w. In Kosciusko's Kopf fand er einen trotzig kühnen Ausdruck; ihm schien dieser Blick zu sagen: ich kann auch hier bleiben, und bettle nicht um meine Freiheit. — Würde dem Künstler von den hochgelehrten Kriti-

kern nur immer so nachempfunden, als dieser Natursohn ihm nachempfand. — Noch eine karakteristische Anekdote dieser Art. Zur Zeit als Paoli sich berühmt machte, hatten in einer engen Gasse (Brandstwiete) zwei Kutscher sich den Weg verrennt. Einer davon mußte weichen, und darüber zankten sie. Der eine wollte dem andern bedeuten, welchen Herrn er im Wagen habe; — „Un wenn du Paoli faarst, so kann ick nich huppen,“ *) antwortete der andre. — Man sieht, daß diese hamburgischen niedern Klassen, denen man bloß Gefühl für Handelsbetrieb zutrauet, auch Sinn für Dinge aus höhern Sphären haben.

Doch, mehr als die egyptischen Pyramiden, als die Sache der Kosciusko und Buonaparte, beschäftigt unsre niedern und mitlern Stände jetzt eine das tägliche

---

*) Und führtest du Paoli, so kann ich nicht zurück.

Brodt betreffende Angelegenheit, die große, von allen Einwohnerklassen verhältnißmäßig empfundne, Theurung. — Sie umfaßt alle nothwendigen Bedürfnisse des Lebens, von dem Dach an, das gegen Regen schirmt, bis zu der Sode Torf, die die Hand des Arbeiters wärmt, und dem Bissen Brodt, der den ersten Hunger stillt.

Die Kaufpreise der Häuser sind schon seit den letzten sechs Jahren, der Epoke dieser immer steigenden Landplage, die seit zwei Jahren aufs höchste zu seyn scheint, doppelt und dreifach gestiegen. Besonders hoch sind die Preise von Mittelhäusern. Wir haben Fälle, wo diese vier- bis fünffach mit dem bezahlt sind, was sie zu der vorhergehenden wohlfeilen Zeit der Häuser galten. Und bei den hohen Baumaterialienpreisen kauft mancher, um nur nicht zu bauen, lieber etwas Fertiges, und zahlt um so theurer.

Noch in einem größern Misverhältniß stiegen seitdem die Miethpreise von

Jahr zu Jahr. Man kann behaupten, daß sie im Durchschnitt fünf- und sechsfach gestiegen sind, und noch jetzt steigen. Häuser die 300 Mark galten, gelten jetzt, wenn sie anders von dem größten Stadtverkehr nicht zu sehr entfernt sind, 900 bis 1500 Mark, und so fort nach dem Verhältniß der Größe und Lage. Hausmiethen von 4 bis 5000 Mark sind nichts ungewöhnliches; so viel zahlt gar ein französischer Restaurateur in einer von der Börse entlegnen Gegend, und zu einer Zeit, wo fast alle Gassen ihre Restaurationen haben. Mit den Zimmermiethen für Fremde, wird noch ein größerer Wucher (Benutzung der Konjunktur genannt) getrieben. Ein meublirtes Zimmer nebst Kammer, oder ein Paar solcher Zimmer in einer guten Gegend, kosten im Verhältniß der Größe und des Stockwerks, 15, 25 bis 50 Thaler und drüber, monatlich; wohlfeilere Miethen sind Zufall, oder Folge der Lage des Zimmers, des Hauses u. s. w. Waarenlagerkeller, Böden, die vordem 200 Mark galten, gelten jetzt 1000, 1200 Mark u. s. w. — Zwar

nicht ganz in diesem Unverhältniß, aber für die arbeitende Klasse nur zu hoch, stehen die Miethen der Wohnkeller, Wohnsäle, Buden. Manche brave Hauswirthe sahen den Miethwucher für das, was er ist, für schändlich an; andre sind nur zu ungewissenhaft hierin.

In einem sehr bedeutenden Grade stiegen auch die Waarenpreise. — In Rücksicht der Feuerungsbedürfnisse wird diese Klage nicht in Hamburg allein gehört; aber der Arbeitslohn ist bei uns mehr als doppelt so groß, als anderswo. — Bei dem Steigern des Brennholzes den Faden von 12 bis 15 Mark zu 24 bis 30 Mark, nahm man seine Zuflucht zu dem vermehrten Steinköhlenbrand. (Denn auch der Torf ist von 9 Thaler bis 12 und 14 Thaler der Seiwagen gestiegen.) Aber die Tonne Steinkohlen, die man vor zehn Jahren für 3 Mark kaufte, gilt jetzt dreifach so viel und mehr, je nachdem die Zufuhr sich mehrt oder mindert.

Nicht weniger beträchtlich sind die Preise der Lebensmittel, und der unglückliche Miswachs des vorigen Sommers treibt sie zu einer ungewöhnlichen Höhe. — Hier ist nicht die Rede von den ohnehin kostbaren Waaren des Luxus, unter welchen bloß der Zucker und Kaffee eine Ausnahme macht, dessen plötzliche Zufuhr und darauf erfolgtes Sinken der Preise im vorigen Herbst eine mitwirkende Ursache der Kalamität unsrer Börse war. Eben so ist der Wein bei uns, der Abgabenfreiheit wegen, wohlfeil und im Detailhandel nie bedeutend gestiegen.

Das ist die Sache; und der Erfolg? — Daß unsre Haushaltungen jetzt das Doppelte von dem kosten, was sie noch am Ende des vorigen Jahrzehends kosteten; daß die Handarbeiten und Handreichungen in gleichem Verhältniß gestiegen sind, und daß die Theurung nur zu oft selbst dem Wucher im Großen und im Kleinen, und den übermüthigen Forderungen der handreichenden Klasse einen Vorwand leihet —

und der Hausvater, dessen Lage die Mitbenutzung der Handelskonjunkturen u. s. w. nicht erlaubte, sich oft eng beschränken muß, um nur die Hauptsachen des zufriedenen Lebens und die Erziehung seiner Kinder zu bestreiten. Aber freilich beruhet hierin viel auf eine kluge Wirthschaftlichkeit; und es hieße zu viel behaupten, daß eine mittelmäßige Wirthschaft, welche sonst fünf bis sechstausend Mark kostete, jetzt zehn bis zwölftausend nothwendig kosten müßte.

Und die Quelle des Uebels? — Ihrer sind mehrere. — Hier bloß im Allgemeinen ein Wort davon.

Der Zufluß von Ausländern, die den Revolutionsstürmen entflohen, Franzosen, Batavar, Belgier, Helvetier, besonders aber von den ersten, ist allerdings eine der Hauptursachen der Theurung. Sehr übertrieben zwar ist die Zahl derselben auf 30 bis 40000 angegeben; doch kann man sie alle gewis auf 8 bis 10000 anschlagen.

(In Altona wird die Zahl auf 4000 angegeben.) Die Zahl der Mitesser hat sich um diese Summe bei uns vergrößert, ohne daß die Konkurrenz der täglichen Lebensbedürfnisse sich sonderlich vermehrt hätte. Die Masse der Restaurateurs, dieser Akapereurs der besten Lebensmittel, die in ihren Küchen verschwendet und von ihnen zu eben so unerhörten Preisen gekauft werden, als sie selbst von ihren Gästen sie sich wieder bezahlen lassen. Dazu die Unbekanntschaft dieser Fremden mit den bisherigen Preisen der Dinge; die Benutzung dieser Unkenntniß von Seiten der Verkäufer, und die Rückwirkung davon auf die Einheimischen, von welchen sie nun die willkührlich erhöheten Preise mit der Bedeutung erpochen, daß sie sie von den Franzosen (mit welchem allgemeinen Namen die niedern Klassen alle Fremde benennen) zu erhalten wüßten.

Der leichte und große Erwerb in den letzten Jahren, der dadurch vermehrte Aufwand und die verminderte ver-

nünftige Sparsamkeit, das emsige Zurathehalten, was unsre Väter und Mütter übten, und einem Theil ihrer eleganter erzognen und an mehrern Luxus gewöhnten Kinder und Enkel, nicht so gegeben ist. Auch das wissen die Verkäufer zu benutzen, und die vernünftigern Haushälterinnen erfahren davon die Folge. — Auch ist es wahr, daß, wie es der ewige Cirkel der Dinge mit sich bringt, der Mittelstand und die niedern Klassen, durch eben diesen leichtern Erwerb und durch eben dieses Beispiel des Luxus gereitzt, die höhern Stände verhältnißmäßig nachgeahmt haben, und auch sie sich jetzt mit einem: „es soll mir nicht drauf ankommen" — den Genuß von Dingen gestatten, (oder wie sie's nennen, sich das zähmen) was sie vordem kaum von Hörensagen kannten. Da geschieht es denn, daß das bekannte Huhn des guten Heinrich IV., welches er am Sonntage so gern in den Töpfen seiner guten pariser petit bourgeois brodeln sah, im Topf des hamburger petit bourgeois, nicht wie vordem an hohen Festtagen, sondern auch am

Sonntage und auch wohl einmal in der Woche, am Feuer brodelt; und doch ist dieses Huhn mit dem Topf und dem Feuer jetzt noch ein- vielleicht zweimal so theuer, als es vordem war.

Der Miswachs im letzten Sommer, mit dem ihm vorangegangnen schweren Winter. — Dieser unglückliche Miswachs wirkt wenigstens für jetzt noch der Erfüllung von Hoffnungen wohlfeilerer Zeiten entgegen. Dem ausschweifenden Luxus ist durch die Kalamität unserer Börse im verfloßnen Herbst, eine warnende und in manchen Stücken schon sichtbar wirkende Warnung gegeben. Für einen Theil der französischen Ausgewanderten scheinen sich die Aussichten in Frankreich zu heben; und schon dieser schwache Schein zieht mehrere den Gränzen des geliebten Vaterlandes näher. — Aber jene Landplage der Natur, größer als alle erkünstelte Theurung, täuscht noch alle Hoffnungen des Bürgers von bescheidnen Wünschen, mitlern und geringen Einkommen — und drückt die Klasse

der Armen unaussprechlich. — Heil unsrer guten Armenanstalt, die viele Thränen dieser durch sie nun nicht mehr ganz Unglücklichen trocknet! — Die Preise des Fleisches, der Butter, der Gemüse aller Art, sind jetzt *) höher als jemals; und der im Preise sehr gesunkne Kaffee, Zucker und Taback, ist kein Surrogat für den Hunger.

Das Misverhältniß der Kauf- und Miethpreise der Häuser und Wohnungen, war ebenfalls größtentheils eine Folge des Zuflusses der Fremden; aber auch eben so sehr eine Folge des Handlungsflors. Eine nicht unbedeutende Zahl der sich bei uns ansiedelnder auswärtiger Kaufleute, welche Häuser zu hohen Preisen kauften, größtentheils mietheten, und schwer dafür bezahlen mußten; — die vielen, durch die Leichtigkeit des Erwerbs und durch das Glück des Handels zu eignen Etablissements an-

*) Im December 1799, bei der Revision dieses, im Herbst geschriebnen, Aufsatzes.

gelockten jungen Hamburger, die sich nicht mit Stockwerken für ihre Einrichtungen begnügten, und, um Waarenplatz zu haben, auch nicht immer begnügen konnten, sondern ganze Häuser bewohnen wollten; — die Verwandlung vieler vormaliger Wohngebäude in Speicher und in andre Lagerhäuser, um die enorme Masse von zuströmenden Waaren zu bergen, wozu, in Ermangelung des Platzes auf dem Lande, sogar Schiffe gebraucht, und selbst in Buxtehude und Haarburg Räume gemiethet wurden; — denn wieder, die Verwandlung vieler, zu einer Menge einzelner Wohnungen für Familien der arbeitenden Klassen eingerichteten Gebäude, Wohnungen, (unter der Provinzialbenennung: Säle bei uns bekannt) wovon oft 10 bis 20 unter einem Dache sind, zu Wohnhäusern für einzelne größre Familien, deswegen denn die bisherigen vielen Bewohner, der einen Familie Platz machen mußten. — Rechnen wir zu allen diesen Ursachen des Häusermangels und der Häuservertheurung, noch die Spekulationen von Partikuliers, Häuser

zu kaufen, um durch die vereinzelte Vermiethung der Zimmer und Waarenlager, selbst frei zu wohnen, und noch einen ansehnlichen Ueberschuß zu gewinnen. — Endlich, ist nicht zu läugnen, daß manche Hauseigenthümer mit den Miethserhöhungen einen Wucher getrieben haben, der in der That, in diesem Maße, mit der allgemeinen Theurung und den hohen Preisen der Baumaterialien u. s. w. nicht gerechtfertigt, noch mit der mildernden Benennung: Benutzung der Konjunktur, den die merkantilische Philosophie diesem Wucher giebt, bemäntelt werden kann.

Dies ist eine konzentrirte Uebersicht der Ursachen, der hohen Kauf- und Miethspreise unsrer Wohnungen; eines Uebels, dem, durch die Anstrengungen des Staates und mehrerer Privatpersonen, die Zahl der Wohnungen durch Bebauung der in unsrer enggebaueten Stadt nicht überflüssigen leeren Plätze, für alle Stände, besonders aber für die niedern Klassen, noch nicht hat abgeholfen werden können, obgleich die Zahl

solcher neuen Häuser und einzelnen Familienwohnungen in der Stadt und vor den Thoren leicht auf mehrere tausend angeschlagen werden kann.

„Die Franzosen sind Schuld, daß es so theuer ist!“ — Das ist der Gesichtspunkt, aus welchem der bei weitem größre Theil unsrer niedern Klassen dieses Uebel ansiehet, und das Wort der Behauptung, das ihnen unwiderleglich scheint. Unter dieser kollektiven Benennung verstehen sie die Ausgewanderten.

In dem letzten Jahrzehend des, unter Strömen von Blut und Thränen, scheidenden Jahrhunderts, waren sie ein Gegenstand, bald des Hasses, bald des Mitleids. — Hier eine allgemeine Ansicht dieser Klasse der französischen Nation, in so fern sie Hamburg betrifft. Es ist eine von den düstern Partien dieses Gemäldes; aber deswegen doch von mehrern Seiten, die hier nicht alle dargestellt werden können,

nicht minder bemerkenswerth. Es ist in dem bisher entworfnen Gemälde zugleich der passendste Uebergang von dem eben behandelten Gegenstand, des Mangels, der Theurung und folglich des allen Ständen fühlbaren Drucks, von welchen zu fröhlichen Ansichten überzuspringen, den Empfindungen des Menschenfreundes Hohn sprechen hieße.

Aber nicht von seinen politischen Seiten wollen wir das Heer dieser Menschen betrachten, die „den Grenzen und süßen Fluren des Vaterlandes den Rücken wandten.“ — Nichts auch davon, welche Grenzen nach dem Ortverhältniß und nach der Verfassung Hamburgs, dieser zuströmenden Menge hätten gesetzt werden können und dürfen. Ohne daß ihnen hier eine Freistatt angeboten ward, gehörte Hamburg und seine Gegenden, zu einer Zeit, wo sie aus so vielen Ländern, wenigstens dem Schein nach, verjagt wurden, zu den wenigen, wo sie unter der Bedingung, sich ruhig zu verhalten, geduldet wurden; und

unsre freie republikanische Verfassung selbst, war eine, sie vor gewaltsamen Anfällen von Innen, schützende Aegide. Hochfahrende, nun verschwundne Herrscher Frankreichs, haben dafür die Regierung unsrer kleinen Republik bitter getadelt; es war der Vorwand zu manchen so unpolitischen als unedlen Bedrückungen. Immer aber bleibt die Lage eines Staates, — sey sie nun eine Folge seiner Kraft, oder seiner Schwäche, — in moralischer Hinsicht, beneidenswerth, wo, auf dem stürmischen Meer des Lebens Umhergeworfne, einen sichern Haven finden, der sie vor dem Untergange schützt.

Zwar haben ihrer viele die genoßne Hospitalität schlecht vergolten. . . . . Doch, hier nichts von einer, zu Hause einst vielleicht vornehmen, durch ihre Aufführung im Auslande verächtlichen Menschenklasse; nichts von jenen schmutzigen Müssiggängern auf den Gassen, in den Schlupfwinkeln der Langenweile und des Lasters, von jenen Wüstlingen in ihren

nächtlichen Spielgelagen, jenen Verbrechern, die der Justitz in die Hände fielen. — Mögte es, gegen die nur zu gegründete Erfahrung, geleugnet werden können, daß seit dem Hausen dieser Schlechten bei uns, das Sittenverderben in unsern niedern, besonders in unsern dienenden Klassen zugenommen hat; der Leichtsinn, die Roheit und Verderbtheit unter einem Theil unsrer kaufmännischen Jugend, durch sie allgemeiner geworden ist, und man in französischen Spielsälen und bei ihren nächtlichen Bachanalen nicht auch manche verführte Deutsche sähe.

Aber mit diesen verderbten Menschen sollen die bessern Franzosen nicht verwechselt, keiner von ihnen soll durch den hier und in mehrern Stellen der Skizzen geäusserten unwilligen Tadel gekränkt werden. Sie selbst verachten tief diesen schlechten Haufen ihrer Landsleute, die den Namen der Franzosen schänden.

Laßt uns gestehen, daß die stille Resignation, womit dieser bessere Theil der

Ausgewanderten sein Schicksal trägt, den gewohnten Bequemlichkeiten entsagt, die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens sich durch Gewerbfleiß verschafft, ohne Haß, ohne übermüthige Erwartung, einer bessern Zukunft, die für viele vielleicht nie da erscheinen kann, wo sie es ersehnen, harrt, und mit lieblichen Bildern der Hoffnung die Thränen der Einsamkeit trocknet, und den Blick in die Zukunft erheitert, — daß diese Resignation unsre Achtung und unsre Theilnahme verdient. Es liegt in dieser Ergebung unverkennbar ein Nationalzug des französischen Karakters, welcher Wirkungen erzeugt, die vielleicht einzig in ihrer Art sind, und in gleichen Lagen und Verhältnissen nicht das Erbtheil der Deutschen seyn würden. — Eigne Noth hat sie gelehrig gemacht; mit erfinderischer Industrie haben sie sich zu Gewerben und Handarbeiten gewendet, deren Produkte sie sonst nur zu genießen wußten, und jene kaum dem Namen nach kannten. Sind wir nüchternen Nordländer gleich dadurch mit manchen französischen Frivolitäten näher

bekannt geworden, die auch wir vordem kaum dem Namen nach kannten, so ist es doch auch wahr, daß wir die Befriedigung mancher Bedürfnisse in der Nähe haben, daß manche unsrer einheimischen kleinen Gewerke dadurch vervollkommnet, und zu mehr Eleganz und Zweckmäßigkeit ihrer Arbeiten geleitet wurden. Manche, von Allem entblößte Ausgewanderte, sind durch diese Industrie bis zu einem gewissen Grade von Wohlstand gelangt.

Aus Eitelkeit, Eigensinn und Unwissenheit, verkannte ein großer Theil der Franzosen vordem das Verdienst der Deutschen um die Kultur der Wissenschaften; mit der schimpfenden Benennung: le Nord, bezeichneten sie auch Deutschland, als eine für Wissenschaften und Künste unwirthbare Gegend, und nur einige minder übermüthige Gelehrte, gestanden uns in einzelnen Fächern Erfindungen und wissenschaftliche Fortschritte zu.

Einer von den in unsrer Gegend wohnenden Fremdlingen, ein Franzose von

Geist und reichen Kenntnissen, selbst der deutschen Sprache und Literatur, hat, durch richtige Würdigung und unparteiische Darstellung des Zustandes der deutschen Literatur, viele seiner darin noch ganz unwissenden Landsleute, hierüber belehrt, zugleich seine vertraute Bekanntschaft mit dem Innern der deutschen Gelehrtenrepublik bewiesen, und den Dank beider Nationen verdient. *)

Der Wechsel der Dinge zeigt sich selten von so auffallenden Seiten, als in den jetzigen Geschäften und Gewerben eines Theils dieser Ausgewanderten, von den

---

*) Es ist hier der Verfasser der, mit V.... (Villers) unterzeichneten treflichen Aufsätze, Uebersetzungen Kants und Klopstocks u. s. w. in den letzten Jahrgängen des Spectateur du Nord, gemeint. Eine seiner letzten Abhandlungen, im Oktoberstück dieser Zeitschrift von 1799, unter der Rubrik: Considerations sur l'état actuel de la litterature allemande, par un Français, ist Beweis:

vormaligen vornehmsten Kasten in Frankreich, womit sie ihren täglichen Unterhalt gewinnen. Nur wenige hatten aus den Trümmern ihres vormaligen Glücks so viel gerettet, um in unsern oder in holsteinschen Gegenden Grundstücke zu kaufen. — Die Rollen des bei weitem größern Theils ehemaliger Privilegirter und Betitelter, ist viel untergeordneter. — Ein französischer Bischof ist Mitinteressent in der Unternehmung einer Mehlfabrik in Ottensen; — deswegen aber nicht gerade ein Müller, wie ein witziger pariser Journalist den boshaften Lachern mit dem Zusatz erzählt hat: daß in diesen Zeiten der Wunder, denn

---

des hier Gesagten. Vielleicht, daß mancher Deutsche darin Nachrichten und Bemerkungen, selbst über die Polizei und Oekonomie unserer Gelehrtenrepublik, findet, die ihm neu und belehrend sind, und die dem Forschungsgeist dieses talentvollen Ausländers um so mehr Ehre machen. Im Dezemberstück der Minerva ist die Abhandlung ins Deutsche übersetzt erschienen.

auch endlich das Sprichwort: l'evêque, devenue meunier, *) wahr geworden sey. In dieser Fabrik wird aus vielerlei Gemüse- Wurzel- und Kräuterarten sehr gutes Mehl, besonders zum Gebrauch auf Seereisen und auf Flotten, bereitet. — Ein andrer Bischof ist Unternehmer einer Lohgärberei nach der neuen Methode Seguin's. — Ein vormaliger Obergeneral lebt von Schriftstellerei, und übersetzt, zum Zeitvertreib in seiner langen Muße, auch deutsche Werke; ein zweiter General ist Tapetenfabrikant; ein dritter treibt Papierhandel und diskontirt. — Ein Marquis mißt Damen Schuh an, und ist, en se mettant aux pieds des Dames, eben nicht weit aus seinem vormaligen Wirkungskreis geworfen. — Dagegen handelt ein Duc et Pair de France mit Lichtern, und Pfundeweise; ein andrer dieses Standes, färbt

---

*) „Der ein Müller gewordne Bischof." Ein Sprichwort, um zwei höchst kontrastirende Dinge, den weitesten Abstand von Personen und Geschäften untereinander, zu bezeichnen.

Band. — Der Sohn eines Gouverneur de Province, ist Restaurateur; zu eben diesem Geschäft hat sich ein Vicomte mit seinem vormaligen Koch associirt. — Der Erbe des großen Namens Fenelon hält eine Landschenke. — Und nun, die vielen Fabrikanten von allerlei Gattung; die Kleinhändler in vielerlei Waaren; die Färber, Seidenwäscher; die Sprach- Sing- Tanz- Fechtmeister; die Kaffeeschenken, die Eis- und Limonadenmacher. — Für die Skizzen zu einem Gemälde genügen diese einzelnen Züge; aber in der That ist der Gegenstand interessant und reichhaltig genug, um zu einer ausgeführten Darstellung des Glückswechsels der menschlichen Dinge zu dienen.

Um die dringendste Noth und das drückendste Elend der durch Alter und Krankheit zur Arbeit Unfähigen zu vermindern, vereinte sich 1797 eine Gesellschaft Hamburger und Altonaer, zur Stiftung einer Anstalt, aus welcher Arme unter den französischen und andern Refu-

giés, (wie sie sich in der Comte rendu über diese Anstalt nennen) mit einem Jahresfond von 9000 Mark unterstützt wurden. — Es war ein schöner Wetteifer der Wohlthätigkeit vieler, über den Gegenstand derselben vielleicht sehr verschieden denkender Männer. Praktisch ward von den humanen Stiftern und Erhaltern dieses guten Instituts, Voltair's schönes Wort des allumfassenden menschlichsten Mitleids: il est homme, et il est malheureux, *) empfunden und geübt.

Jede Tageszeit hat in einer großen, vornehmlich aber in einer arbeitsamen Handelsstadt, ihre eigne sub- und objektive Merkwürdigkeit. Das erfährt der, welcher nach Hamburg kommt, um Hamburg, das ist, das Wesen und Treiben der Handelsstadt zu beobachten; nicht, um Pal-

---

*) „Er ist ein Mensch — und unglücklich!“
Voltaire in Merope.

läste, (vielmehr Hausfaçaden) Bibliotheken, (eigentlicher Bändetitel) Gallerien u. dgl. zu besehen. Ein wißgieriger Reisender der letztern Art mag nur seinen Stab unverweilt weiter setzen; denn er findet in den meisten Städten von einigem Range leicht seine Rechnung besser, als in dem, dem Aeußern nach, ziemlich finstern Hamburg, ohne Rang unter den glänzenden und schönen Städten, wie unter den selbstständigen Staaten.

In der Mittagsstunde, vor der sich seit Jahren immer mehr verspätenden Börsenzeit, machen die Kaffeehäuser in der Gegend der Börse eine Partie des Gemäldes, wovon hier die Rede ist, aus, und gehören folglich gewissermaaßen zu unsern Sehenswürdigkeiten. — Aber auch hier kann nur die Fülle von Menschen, der verschiedne Karakter ihres mannigfachen Treibens, Gegenstand der Beobachtung seyn; denn Eleganz und Pracht, wie in italienischen und wienerischen Kaffeehäusern, sucht man in den unsrigen vergebens.

Uebrigens sind die hier geforderten Genüsse gut, und vorzügliche Spieler findet der Liebhaber des Billards. — Einige dieser Kaffeehäuser sind Geschäftshäuser, kleine Börsen zu nennen. Jedes hat sein eignes Publikum; und merkantilische Geschäftigkeit ist die eigentliche Tendenz dieser mittäglichen Zusammenkünfte. Das Resultat des Gesprächs der, hie und da in diesen Sälen zusammentretenden Geschäftsmänner, ist oft eine wichtige Angelegenheit zur Beförderung oder zur Sicherheit des Handels, ein abgeschloßnes bedeutendes Geschäft, eine gemeinschaftlich verabredete Spekulation, ein weitberechneter Kalkül. — Dort schließt sich ein andrer Cirkel, zu Gesprächen über politische Nachrichten des Auslandes, aus angekommenen Privatbriefen der Kaufleute, oder aus den englischen, holländischen, französischen, hamburgischen neuen Zeitungen geschöpft, oder über Vorfälle in der Vaterstadt, und dergleichen. — Ueber alles aber dominirt hier das Interesse des Handels. — Man verläßt gegen zwei Uhr diese einzelnen Sammelplätze, um auf dem

einen großen, auf der Börse, sich zu stellen.

Auf der Börse; — diesem Mittelpunkt aller zusammenwirkender innern Thätigkeit des handelnden Staats; dem kaufmännischen Vereinigungsort hiesiger Geschäftsbetreiber, und der Repräsentanten der Kaufmannschaft der meisten handelnden Nationen, wo, mögte man sagen, das große Räderwerk des Handels, der die Völker der Erde mit einander verkettet, aufgezogen, in Umschwung gesetzt und erhalten wird. — Dieser kleine Fleck ist in Hamburg für den aufmerksamen Beobachter unstreitig das Sehenswürdigste; und man kann den ausländischen Fragern: was ist denn hier zu sehen? keine lokal passendere, und das Ganze unsrer Sehenswürdigkeiten mehr umfassende, Antwort geben, als: der Haven, am Frühmorgen; die Börse, in der Mittagsstunde zwischen zwei und drei. — Geht euer Mann, — mag er nun ein richtiger Würdiger des

Handelsverkehrs und Kenner der Wichtigkeit des hamburgischen Handelsplatzes, oder hierin ein Neuling, oder selbst ein kurzsichtiger, grämlicher Zweifler seyn, der diese Börsengesellschaft vieler Tausende bloß für eine Bühne ansieht, worauf nichts als kleinlicher Egoismus, Habsucht und Wucher, Haupt- und Nebenrollen spielen, und in der That, es giebt dergleichen milzsüchtige Reisende, die so schief raisonniren — geht, sage ich, euer Mann leer, unbefriedigt von der Börsenansicht weg, so wünscht ihm eine glückliche Weiterreise nach der pariser Oper, oder zu dem oeil de boeuf *) einer königlichen Residenz.

Dieses wogende Gedränge, auf der, für die jetzige Handelsfrequenz viel zu engen, Börse, dieser stete Wechsel von Auftritten des Betriebes, der Emsigkeit, der Debatten über merkantilische Materien, der

*) Der bekannte Saal in dem Schloß zu Versailles, wo die Könige von Frankreich ihr grand lever hielten.

Berechnungen, des Austausches von Waaren — in den einzelnen Gruppen. Die Physiognomie des Ganzen; die Heiterkeit auf allen Gesichtern, bei ankommenden, für den Handelsstaat günstigen Nachrichten, die Bestürzung beim Gegentheil, und selbst bei widrigen politischen Ereignissen im Auslande, die auf das Ganze nachtheilig wirken können; die bange Sorge bei den augenblicklichen, Stillstand der großen Handelsmaschine drohenden, Gefahren; die Niedergeschlagenheit bei Kalamitäten im Innern des Kaufmannsstandes, wodurch die Bande des öffentlichen Kredits geschwächt, die vielfachen äußern und innern Verhältnisse beeinträchtigt, gestört werden. —

Bei der unglücklichen Handelskrisis im letzten Sommer . . . . Doch das ist ein zu wichtiger Gegenstand für das Lokale von Hamburg, als daß die Leser und der Verfasser dieser (künftig fortzusetzenden) Skizzen, sich mit solchen allgemeinen Umrissen, als wie diese Darstel-

lungen liefern, in dieser Sache begnügen könnten. —

Viele auswärtige Leser haben den Herausgeber und die Mitarbeiter des hanseatischen Magazins, zur Mittheilung einer Entwickelung dieses Gegenstandes aufgefordert. — Hier folgt eine konzentrirt praktische, sich bloß auf erläuternde Thatsachen beschränkende, Darstellung jener, für Hamburg auf immer traurig denkwürdigen Epoke, aus der Feder einsichtsvoller Kaufleute. — —

II.

Versuch einer Darstellung der Handlungskrisis in Hamburg, im Herbst 1799.

Die Handlungskrisis, — ich weiß sonst nicht, wie ich sie nennen soll, — welche Hamburg neulich erlebte, hat ohne Zweifel auswärts große Aufmerksamkeit und eine natürliche Sensation erweckt, da es hier bei uns fast schwer ward, bei der anscheinend allgemeinen Zerrüttung das Besinnen zu erhalten. Ich will versuchen, hier eine nähere Darstellung davon zu geben.*)

*) Daß dieser Aufsatz durchaus die kaufmännische Sprache redet, bedarf wohl keiner Entschuldigung, da er ein kaufmännisches Ereigniß erzählt.

In den letztern Jahren war, minder oder mehr, fast alles Gewinn, was nur unternommen ward. Hamburg war vorzüglich eine Niederlage fast alles europäischen Handels, da sogar Holland sich unsers Platzes bediente, und Portugal, Spanien, Frankreich, England und Nordamerika denselben zu ihrem Marktplatze machten. Dies machte viel neue Häuser von Ausländern und jetzt erst Etablirten entstehen, und auch einige minder alte Häuser wurden in dem Strom der Geschäfte und der großen Unternehmungen mit fortgerissen. Daß bei diesem ungeheuren, für die Kräfte mancher Häuser fast zu großem Gewerbe, der Mittelklasse viel Verdienst, also viel Wohlhabenheit, und die Lust, sich derselben zu erfreuen, zu Theil ward, daß, allgemeiner noch, Luxus, — bei gar zu frühem Wunsch nach Genuß, und bei Fehlrechnung in den Planen für die Zukunft, wo man sich zur Ruhe setzen wollte, als man kaum angefangen hatte, thätig zu seyn, — daß, sage ich, bei dem allen der Luxus überhand nahm; wer mag dies leug-

nen? Aber wenn ich gleich den Aufwand Einzelner gar nicht billige, so war dennoch diese Krisis immer mehr durch Verschwendung herbei geführt. Denn diese Periode des Verdienstes und des Luxus war zu kurz, als daß etliche Tausende mehr in der Haushaltung, bei bedeutendem Erwerbe, auf das Ganze der Häuser in der That großen Einfluß hätten haben, oder wirklich schaden können. Wäre auch der Aufwand sehr beschränkt gewesen, die Krisis wäre nicht weniger erfolgt. Nur in so fern hat er geschadet, als man mehr und besser genießen, bald, sehr bald von den Früchten seines Fleisses leben, und deswegen mehr verdienen wollte.

Der Hang zu Unternehmungen hatte Alles über die Möglichkeit einer Stockung während des Krieges, verblendet, in einem Zeitraume, wo fast alles Gewinn gab; oder man hatte wohl kaum nur an Stockung gedacht. Und selbst, welcher erfahrne Kaufmann hätte sich auch einen so großen und allgemeinen Fall so vieler Waaren, als

Zucker, Kaffee, Baumwolle, Toback u. s. w. nur als möglich, vielweniger es als wahrscheinlich denken können, daß z. E. roher Zucker, der zu 24, 25 Groot Cours hatte, auf 8 Groot und tiefer fallen könnte. Dies sey vorläufig gesagt.

Zuerst gründeten sich diese Unternehmungen auf die zerstörende Revolution in Domingo, woraus Mangel an den, wenn gleich nicht nothwendigen, doch unentbehrlich gewordenen Artikeln, Kaffee und Zucker, sonderlich dem letztern, entstand, und noch mehr befürchtet ward. Hohe Frachten und Assekuranzprämien, vorzüglich aber der Aufenthalt der durch die Kaper aufgebrachten Schiffe, wovon in Frankreich und England noch verschiedne Ladungen seit einigen Jahren liegen, vermehrten diesen Mangel und steigerten die Preise. Und überdies war Hamburg durch Verhältnisse des Krieges, der große Marktplatz worden. Dadurch ward der bedeutende Abzug nach Plätzen veranlaßt, welche nie von hier gezogen hatten, und eben so natürlich die

immer höher und höher getriebene Steigerung der Preise. Diese erreichten den höchsten Gipfel, als England die holländischen Seehäven für blockirt erklärte, und die Holländer ihre Bedürfnisse über die sogenannten Watten kommen lassen mußten. Nicht nur entboten die Holländer Waaren für eigene Rechnung, sondern noch weit mehr ward für hiesige Rechnung dahin gesandt. Eine Spekulation, die viel reizendes hatte, indem die jungen Kaufleute dadurch Gelegenheit erhielten, $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ des Werths sogleich in baarem Gelde zum voraus durch Tratten zu bekommen, und mit diesem baaren Gelde neue Unternehmungen zu machen. Die vielen hingesandten Waaren und der geringe Absatz in Amsterdam verursachten es, daß die Waaren entweder unverkauft blieben, oder nur mit ansehnlichem Verluste zu Gelde gemacht werden konnten.

Die zu viel vorgeschoßnen Gelder wurden durch Retratten zurück entnommen, und eben diese Verluste nebst der verlangten

Zurückzahlung, veranlaßten einige, hier zuerst schon im August vorigen Jahrs ausgebrochene, Fallissements, welche als die Vorläufer der nachherigen mehrern anzusehen sind.

Durch den starken Absatz aufgefordert, hatte die Handlung neue Wege gesucht, um west- und ostindische Waaren zu Markte zu bringen. Dieses gab zu Unternehmungen nach den westindischen Inseln, z. E. nach Havannah u. s. w. und nach Ostindien, Anlaß, welche hier sonst nicht gewöhnlich waren. Auch die dahin gesandten Waaren, Leinwand u. dgl. gaben ansehnlichen Gewinn, der sich aber durch Ueberhäufung bald in großen Verlust auflösete. Und durch diese anfängliche Einladung mehrten sich jene Unternehmungen, die uns Waaren aller Art in Menge, sonderlich rohen Zucker, brachten.

Nach den Einfuhrlisten sind im Jahre 1799 in Hamburg an rohem Zucker angekommen:

von England und Amerika
37907 Fässer, circa 38,000,000 Pfund;
von Ostindien
50220 Säcke, circa 8,000,000 =
von Havannah direkte und
über Amerika
95038 Kisten, circa 34,000,000 =
von Portugal
24807 Kisten, circa 36,000,000 =

116,000,000 Pfund.

Etwa ein Kapital von 60 bis 70 Millionen Mark Banco nach den Einkaufspreisen, — Fracht, Assekuranz und hiesige Unkosten mitgerechnet; und es wäre, sonderlich von England und Portugal, noch mehr gekommen, wenn nicht schon im Juni Mangel an Abzug, und also Sinken der Preise, sich hätte fühlen lassen. Die ausserordentlich hohen Preise hatten allgemein, so wie in Cuba, welches sonst überhaupt nicht so viel jährlich lieferte, die Zuckerpflanzungen sehr vermehrt. Durch die Einfuhr aber wird es vollends erweislich, daß der Verlust von Domingo vielfach ersetzt war.

Dennoch mehrte sich die Lust zu neuen, immer noch Gewinn gebenden, weit aussehenden Unternehmungen. Wie mancher mag sich wohl gesagt haben: du hast im letzten Jahre diese Summe gewonnen; mache du dreimal größere Unternehmungen, damit du dreimal mehr gewinnest! Und diese Unternehmungen mislangen nicht. Der Marktplatz war fast überführt, und doch gaben die Waaren noch Profit, wenn auch nicht mehr so bedeutend als vorhin.

Aber nun kam der Augenblick der Stockung! Wer sollte glauben, daß diese größtentheils durch die Jahrszeit veranlaßt ward, und den Grund zu der nachherigen wirklich schrecklichen Krisis legte. Ich sage größtentheils, denn unstreitig trugen die neuen Handlungssperrungen, die Hinderung der Fahrt über die Watten, die Nichtzulassung dänischer und hamburgischer Schiffe in die russischen Häven, und die große Menge der fast von allen Welttheilen hieher gebrachten Waaren, ungemein dazu bei. Diese Waaren hatten sich so sehr ange-

häuft, daß es an Platz fehlte, sie zu lagern. Die Miethe der Packhäuser war nicht nur vier bis fünffach gestiegen, sondern es mangelte so ganz daran, daß man in Altona, Haarburg, Burtehude, ja selbst in leeren Schiffen im Haven Lager errichtete, um die Waaren nur unterzubringen. — Doch, zunächst war es der strenge Winter, welcher sich früh einstellte, und unerhört lange dauerte. Die Zahl der ankommenden Schiffe mehrte sich an der Mündung der Elbe, und häufte eine ungeheure Menge Waaren zusammen, welche im April fast auf einmal an die Stadt kam, und nicht Hände genug fand, sie auszuladen; so daß vieles erst fünf bis sechs Wochen nachher ans Land gebracht werden konnte. Die Menge dieser Waaren selbst, die Beschädigung derselben durch die lange Seereise und den langen Aufenthalt im Schiffe, mußte schon auf die Preise wirken, und da die Beschädigung der Assekuranz zur Last fiel, so gab dies forcirte Verkaufungen zu allen Preisen und in großer Menge. Nie ist es wohl gesehen wor=

den, daß einige Wochen hindurch an jedem Tage mehr als eine, und oft drei bis vier Auktionen, blos vom Zucker, gehalten sind, wodurch denn vollends die Preise herunter stürzten. Ohne Zweifel würden die ausserordentlich hohen Preise auch ohne das, durch den vom Winter verursachten Aufenthalt der Waaren, gewichen seyn. Denn auch die durch Kriegsläufte bis dahin verhinderte Ankunft der Zufuhr einer zweijährigen Zuckererndte von Brasilien, mußte schon die Menge der Zucker sehr vermehren, da doch der Absatz davon im Allgemeinen durch die ausserordentlich hohen Preise nothwendig abnehmen mußte; aber das Sinken derselben wäre gewiß nicht so plötzlich und minder heftig erfolgt.

Während nun diese Waaren wider Willen unten an der Elbe hatten ruhen müssen, so war gleichwohl zu den hohen Einkaufspreisen der Werth ganz, oder für fremde Rechnung, wenn die Waaren Auswärtigen gehörten, $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ dieses Werths auf die hiesigen Empfänger gezogen, von

ihnen angenommen und bezahlt. Die zurückgehaltenen Waaren hatten nicht zu Gelde gemacht werden, und den Belauf der Wechsel ganz oder zum Theil hergeben können. Die Expeditionen nach Ost- und Westindien, um Retouren zu haben, und das zurückgehaltene Kapital der vielen aufgebrachten Schiffe, hatten die Kasse der Unternehmer geschwächt. Allen diesen Abgang der Kasse mußte also eine Wechselcirkulation ersetzen, welche gleichwohl zum größten Theil vom Wechselschwindel, im eigentlichen Sinne dieser Benennung, sehr entfernt war. Und diese Wechselcirkulation gab, als ein bekanntes Haus in London brach, die nächste Veranlassung zu der nachher erfolgten allgemeinen Stockung der Geschäfte.

Ueberdem war Hamburg seit einigen Jahren fast der allgemeine Zahlungsort von ganz Europa geworden. Die mehrsten, nach England gehenden, russischen und ostsee'schen Produkte werden durch Wechsel auf Hamburg bezahlt, wogegen von Hamburg der Belauf wieder auf London einge-

zogen wird; und fast alle Zahlungen von und nach ganz Deutschland, Schweden und Dänemark, ja nach Italien, Spanien und Frankreich werden in Hamburg angewiesen.

Der große Getreidemangel in England gab zu ausserordentlichen Anweisungen auf Hamburg Gelegenheit. Von daher konnte nicht, wie sonst geschah, mit Waaren, wovon hier Ueberfluß war, bezahlt, noch weniger auf London gezogen werden, weil weniger Wechsel auf London gesucht wurden. Also mußten die Häuser, welche kein großes Kapital entbehren konnten, ihre für englische Rechnung gezogenen Wechsel so lange unbezahlt lassen, bis von England Verfügung dazu gemacht wurde. Und mit mehreren Plätzen hatte es eine fast ähnliche Bewandniß.

In den Anstalten, die England und andere Plätze trafen, liegt der höchste Beweis, daß diese Wechselcirkulation sehr reel war. Von England mögen vielleicht 10 bis 12 Millionen Mark Banco, und in

allem, Dänemark, Holland und Deutschland mit einbegriffen, gewis 20 Millionen Mark an Gold und Silber hieher geschickt seyn; — wahrlich, nicht um uns zu Hülfe zu kommen, sondern, um ihre eigenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und nicht durch Recambio und dergleichen die Schuld zu vergrößern. — Daß England jetzt, Subsidien mitgerechnet, mehr an das Ausland zu bezahlen, als Waaren statt dessen zu geben hat, beweiset der unerhört niedrige Wechselcours auf London. Das Gold, hier nach Dukaten zu 6 Mark Banco gerechnet, giebt den Paricours der Guineen gegen hamburger Banco 34 Schillinge 4 bis 5 Groot Flämisch für 1 Pfund Sterling, und der Cours ist 30 Schillinge. Also würde auch ohne diese Fallissements der Cours auf London gesunken seyn, da England größere Zahlungen zu leisten, als zu fordern hat.

Diese auf Hamburg für fremde Rechnung gezogenen Wechsel sind es, welche die Summen in den Designationen der

fallirten Häuser vergrößern. Mehrentheils sind sie durch die Abgeber wieder eingelöset worden, und fallen also weg. Theils aber fallen sie durch die auswärts auch fallirten Abgeber nicht so schädlich für diejenigen aus, welche sie in Händen behielten, und welche also Kreditores blieben. Denn da hier in Hamburg Trassent, Akzeptant und Indossenten, zwar nur Akkords- oder Theilweise, doch immer von dem vollen Belauf der Summe darauf zahlen müssen, so wird am Ende gar nichts oder unbedeutend daran verloren.

Z. E. der Wechsel sey, welche Summe er wolle: 10000 Mark

A giebt von 10000 Mark per accord 40 pro Cent	–	4000 Mark
B von derselben Summe per acc. 30 prCt	–	3000 =
C von derselben Summe per acc. 20 prCt	–	2000 =
D von derselben Summe per acc. 10 prCt	–	1000 =

so ist der Wechsel bezahlt.

Ueberdies wird die große Designationssumme dadurch noch weniger bedeutend, daß auf der einen Designation diejenigen Wechsel vorkommen, welche in den Händen eines andern hier fallirten Hauses zur Deckung einer durch letzteres geleisteten neuen Akzeptation liegen, folglich nicht für die doppelte Summe angesehen werden können. —

Nun erschien der für Hamburg so sehr merkwürdige unvergeßliche Zeitpunkt. Manchem hat er das Innere seines Zustandes bitter genug aufgedeckt. Allen hat er eine starke Denksäule der Warnung aufgestellt. — Der Warnung! — ganz hauptsächlich, jungen Männern, welche in dem Wunsche nach einem Etablissement, und in den Mitteln es zu gründen und zu befestigen, nicht die so nöthige Vorsicht anwenden, sondern sich durch blendende Umstände leiten lassen. — Und für das Allgemeine giebt er eine Darstellung an die Hand, welche wohl verdient, etwas näher auseinander gesetzt zu werden.

Im ganzen Laufe des Jahrs 1799 sind in Hamburg Ein hundert sechs und dreißig Fallissements ausgebrochen. Unter diesen sind einige, denen in andern Handelsplätzen das beneficium cessionis bonorum nicht gestattet wird, Handwerker, Gastwirthe, Fuhrleute und dergl. Aber dennoch bleibt jene Zahl immer auffallend groß. Die ersten dreißig und etliche, bis Ende Juli, gehören jedoch nicht ganz unmittelbar zu der Krisis, wovon die Rede ist, wenn gleich einige derselben durch die in Holland schon damals erfolgte Waarenstockung gefallen sind.

Die Totalsumme aller dieser Fallissements ist etwas mehr als Sechs und dreißig Millionen Mark, nach den öffentlich bekannt gewordenen Designationen. Aber, wie auffallend auch diese Behauptung scheinen mögte, so fällt es doch nicht schwer, diese große Summe auf ein Viertheil, — ich sage Ein Viertheil — ihres Belaufs herabzusetzen.

Die Designationen enthalten nemlich zweierlei Anzeigen, welche nicht zu übersehen sind: 1. „Haben Unterpfand, haben Waarenlager“ und so weiter. 2. „Laufende Wechsel, laufende unbedeckte Wechsel, Wechsel für fremde Rechnung“ u. s. w. Jene, welche Unterpfand haben, sollten beiläufig gesagt, in der Reihe der Gläubiger nicht einmal genannt, ihre Forderung als Schuld nicht einmal aufgeführt seyn; sie sollten beim Zusammentritt der Gläubiger nicht einmal stimmen können, bis sie nach Realisirung des Pfandes daraus nicht so viel gelöset hätten, als Ihre Forderung beträgt, da sie bis dahin nicht eigentlich Gläubiger sind. Es braucht hier ja wohl nicht gesagt zu werden, daß unsre Admiralität, unsre Assekuranzkompagnien in solchen Fällen keinem auf Kredit, sondern ihm nur auf hinreichendes Pfand vorschießen, und auf diese Art zu Hülfe kommen, alsdann aber, wenn er es nicht einlöset, sich aus dem Pfande bezahlt machen soll, welches auch mit jedem Privatmanne der Fall ist.

„Laufende Wechsel, unbedeckte Wechsel, Wechsel für fremde Rechnung," sind diejenigen, deren oben erwähnt ist. Der Insolvent, er sey Akzeptant oder Aussteller des Wechsels, muß dessen Summe als seine Schuld angeben, weil er dafür haftet. Sobald aber der Trassent oder ein andrer der Wechselverbundenen seine Verbindlichkeit erfüllen kann und erfüllt, so fallen diese Summen als Schuld des Insolventen weg. — Einige notorische Fälle werden dies erläutern. Als ein bekanntes jüdisches Wechselhaus im letzten Oktober seine Zahlungen einstellte, belief die Summe der Wechselengagements und übrigen Passivschulden am Tage der Suspension, sich nicht auf 30 bis 40 Millionen Mark, wie man wohl gesagt, geschrieben und gedruckt hat, sondern nur ungefähr auf 6 Millionen. Und bis zum vergangenen letzten Dezember ist diese Summe auf Verfügung derer, für deren Rechnung trassirt worden, bis auf circa 1,200000 Mark verringert, worunter auch jetzt noch viele Posten sind, welche kompensirt werden dürften.

Unter den bekannten Designationen hat Nr. 61 eine Totalsumme von 500000 Mk.
Laufende Wechsel 420000 Mk.
Unterpfand und
Waaren circa 35000 =
455000 =

so ist eine Schuld darauf von 45000 Mk.

Die Designation Nr. 89
hat Total 1037700 Mk.
nur die laufenden Wechsel sind 900000 =

so bleibt noch 137700 Mk.
worunter allerdings die von diesem Hause geführten Assekuranzgeschäfte nicht gehören, welche aber ohne Zweifel größtentheils durch die diesem Hause auch zuständige bedeutende Schiffsrhederei gedeckt seyn werden.

Ferner hat Nr. 111 ein
Total von 1024000 Mk.
Laufende unbedeckte Wechsel 844000 =

so bleibt noch circa 180000 Mk.
Und diese laufenden Wechsel sind, wie oben erwähnt ist, alle oder zum größten Theil gewiß jetzt eingelöset.

Gleichwohl konnte es nicht fehlen, daß nicht die plötzliche Stockung so vieler Häuser einen tiefen Schrecken über unsern Platz verbreitet hätte. Viele verfallene Wechsel wurden nicht bezahlt. Also konnten auch nur wenige die auf sie gezogenen Wechsel annehmen, weil sie nicht sicher waren, ob und wie sie zur Verfallzeit durch diejenigen, für deren Rechnung sie bezogen waren, die nöthigen Gelder erhalten würden. Dies erzeugte natürlicherweise Mistrauen. Viele behielten ihr Geld zurück, um auf alle Fälle bereit zu seyn, ihre eigenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Andere ließen bloß aus Mistrauen ihr Geld unbenutzt.

Daß bei dieser beunruhigenden Lage der Dinge, ein allgemeiner lauter Wunsch nach schleuniger Hülfe entstand, daß dieser Wunsch manche und mancherlei, immer wohlgemeinte, Vorschläge hervorbrachte, dies lag in der Natur der Sache und in dem Drange der Umstände. Ich will hier keines dieser Vorschläge erwähnen, deren einige, wenn sie ausgeführt wären, die Noth

des Tages eher vermehrt, als vermindert haben würden. Aber der redliche Wunsch zu helfen, liegt dennoch darin unwidersprechlich zu Tage.

Statt derselben suchte die Kommerzdeputation bei dem Senat um eine Belehnung von zwei Millionen nach, welche auch auf gewöhnliche Art, auf unverderbliche Waaren, nach einem gewissen Regulatif und auf bestimmte Zeit, durch Vereinigung des Banco= und Admiralitäts=Kollegii unter Beistimmung des Ehrbaren Kaufmanns (so werden die in allgemeinen Handlungsangelegenheiten auf dem Börsensaale in corpore versammlete Kaufleute genannt) sogleich bewilligt ward.

Eine Gesellschaft der angesehensten Häuser, trat zu einer persönlichen Garantie von sechs Millionen zusammen, und errichtete eine Darlehnkompagnie, welche eben so auf unverderbliche Waaren nach einem ähnlichen Regulatif und auf bestimmte Zeit, Solawechsel mit ihrer Unterschrift gab,

unter deren Kredit diese Wechsel um so mehr gern und zu niedriger Zinse genommen wurden, da andres sichres Papier selten war, und fast ganz fehlte. — Eine andre Gesellschaft errichtete sich durch hergeschossene Gelder unter dem Namen einer Diskontokasse, welche Wechsel diskontirt. Die Assekuranzkompagnien haben auch auf gleiche Art ihre freistehenden Gelder angewandt; — und so wurden die nächsten Folgen dieser Grunderschütterung abgewehrt; bis bald nachher die Engländer und andre Auswärtige zur Erfüllung ihrer eignen Verbindlichkeiten mit Baarschaften herbeieilten, welche, wie schon oben erwähnt ist, in allem auf etwa 20 Millionen Mark anzuschlagen sind.

Aus dieser Angabe gienge, in Beziehung auf die Totalsumme der Designationen, schon ein bestätigendes Resultat hervor. Aber man darf sogar noch mehr wagen, und es als höchst wahrscheinlich annehmen, daß der eigentliche Verlust kaum 4½ Millionen beträgt. — Es ist nemlich

vorhin aus Gründen zu Tage gelegt, daß die, 36 Millionen betragende, Totalsumme der Designationen, nur auf das Viertheil, auf Neun Millionen angenommen werden dürfe, weil in den Designationen 1. die Gläubiger, welche Unterpfand oder Waarenlager haben, und 2. die für fremde Rechnung laufenden Wechsel mit aufgeführt sind, und diese größtentheils wegfallen. Da nun in Hamburg aus jeder Masse der Wechselverbundenen, deren gewöhnlich mehrere sind, von der ganzen Summe des Wechsels der Akkord bezahlt wird, so entsteht daraus, wie gesagt, die höchste Wahrscheinlichkeit, daß zuletzt, wenn alle Akkorde bezahlt seyn werden, von den letzt erwähnten Neun Millionen kaum die Hälfte verlohren geht. Dagegen mögte der Verlust, welchen die Kaufleute Hamburgs im Auslande, England und so weiter, leiden, gewiß nicht unbeträchtlich seyn.

Es versteht sich von selbst, daß von dem Verlust auf Waaren hier nicht die Rede ist. Dieser Verlust, sowohl für

hiesige als auswärtige Rechnung, wird leider! eine ungleich größere Summe betragen, und wird noch viel Verwirrung und Zerrüttung im Auslande anrichten. — Hieran aber hat der hamburgische Kaufmann, in Rücksicht auf den auswärtigen, keine Schuld. Der auswärtige wie der hiesige, hat gewinnen wollen, wie vorher geschah. — Wer wagt, der gewinnt, — aber er verliert auch, und so hat sich denn jeder das Schicksal seiner eignen Handlungen selbst zu verdanken.

Geschrieben den 10ten Januar, 1800.

III.

Etwas über die Stecknitzfahrt, und über deren in den Jahren 1660 bis 1669 zu Lübeck projektirte Verbesserung.

Der kleine Fluß, welcher unweit Lübeck, bei dem Dorfe Genien, von der Trave bis zu dem das Städtchen Mölln umgebenden See sich erstreckt, dann den Namen der Delvenau, oder des Grabens führt, und sich bei Lauenburg in die Elbe ergießt,*) oder die Stecknitz, hat die

*) Man sehe die Charten von Hollstein und Lauenburg. Die speziellste Charte ist die über das sogenannte Land Sadelbende, welche bei Gelegenheit der Möllnischen Pertinenzstreitigkeiten zwischen Lauenburg und Lübeck, herauskam.

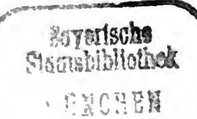
Merkwürdigkeit, daß er aus der Ostsee in die Nordsee, durch die Trave und Elbe, welche er auf eben beschriebne Weise vereinigt, einen Uebergang bildet. Die Wichtigkeit dieser Vereinigung, und der schiffbare Weg, der dadurch den Schwesterstädten Hamburg und Lübeck eröffnet — oder eigentlich, bei seiner bisherigen Unvollkommenheit, nur vorgezeichnet — wird, verdient allerdings, besonders auch für die Leser des hanseatischen Magazins einige Aufmerksamkeit, und es darf sich daher folgendes Etwas über den jetzigen Gebrauch dieses Weges, und über einige ihn betreffende Thatsachen aus frühern Zeiten, nicht ungünstige Aufnahme versprechen.

Die Fahrt aus der Stecknitz in die Elbe wurde, vorzüglich in den Jahren 1391 bis 1398, durch die Einrichtung des von dem Möllner See in die Elbe führenden Kanals, die Delvenau, möglich gemacht. Die Lübecker, die damals schon das Städtchen Mölln, nebst dessen Pertinenzien, besaßen, unternahmen diese Ein-

richtung, und schlossen darüber mit dem Herzoge zu Lauenburg Verträge, wodurch sie ihm einen Zoll in letzterer Stadt zugestanden, und dagegen die ausschliessende Benutzung der Fahrt erhielten. Gewöhnlich begreift man den ganzen Weg, mit Inbegriff jenes Kanals, unter dem Namen der Stecknitz. Wegen des ungleichen Falls, den das Wasser durch die verschiednen Höhen herauf und herunter hat, sind Schleusen angebracht, deren Behandlung den dazu angestellten Schleusenmeistern, die von den kleinen Gebühren, auch von der Arbeit bei den Böten, und zum Theil von einigem Gehalte leben, wobei sie zugleich etwas Acker und die Krugwirthschaft haben, anvertraut ist. Die Schleusen erfordern viele Unterhaltungskosten, weswegen jährlich von den in Lübeck dazu verordneten Rathspersonen und Bürgern die Schleusenfahrt unternommen wird. Von hier bis Mölln werden sie durch Lübeck allein, von Mölln bis Lauenburg aber durch Lübeck und Lauenburg gemeinschaftlich unterhalten. Die Fahrt auf der Stecknitz betreibt das hiesige

Amt der Stecknitzfahrer ausschließend bis Lauenburg. Ihre Zahl besteht jetzt aus 29, und kann nur durch ihre Söhne, oder durch solche, die eines Amtsbruders Wittwe heirathen, vermehrt werden, daher sie fast alle nur einige wenige Familiennamen tragen. Sie wohnen in Lübeck, sämmtlich in einer Gegend an dem Travenufer, und bilden dadurch gleichsam eine besondre Nazion. Es ist bemerkenswerth, daß man mehrere besonders große und starke Leute unter ihnen findet. Gewöhnlich nehmen sie Weiber und Kinder mit auf die Reise, die ihnen bei dem beschwerlichen Transporte so viel behülflich sind, als Kräfte und Alter es vermögen. Keiner von ihnen führt unter drei, mehrere aber führen vier sogenannte Stecknitzschiffe, deren jetzt 99 sind. Diese Fahrzeuge, oder Barken, sind unbedeckt, einige 60 Fuß lang, in der Mitte gegen 12 Fuß breit, und tragen etwa 7 Lasten, welche Fracht sie nach der Ordnung nicht überschreiten dürfen, jedoch meistentheils beträchtlich erhöhen. Die Fahrzeuge reichen ungefähr drei bis vier Fuß

tief, und haben sämmtlich einen Stempel, (oder sogenannten Pegel) über den das Wasser nie steigen darf, damit Kanal und Schleusen nicht verdorben werden. Die Uebertreter dieser Ordnung werden bei dem Zollen in Lauenburg, und bei dem hiesigen Amte, gestraft. Die Barken werden hier gebaut, und gehören größtentheils den sogenannten Salzführern eigenthümlich. Doch steht es auch Andern frei, Stecknitzschiffe zu halten. Die Salzführer, hiesige Kaufleute, deren jetzt zwölf an der Zahl sind, die eine eigne Innung ausmachen, und vom Handel mit dem lüneburger Salze den Namen tragen, auch unter der Benennung des Salzkomtoirs bekannt sind, überlassen, so wie auch andre Eigenthümer, die ihnen gehörigen Barken den Stecknitzfahrern, welche übrigens alles dazu gehörige, als Segel, Tauwerk, und sämmtliche Werkzeuge selbst anschaffen müssen, aber keine eigenthümliche Böte halten dürfen. Sie nehmen die Fracht ein, und entrichten solche den Eigenthümern; suchen dagegen ihren eignen Vortheil, vorzüglich



in der Ueberfracht, und in Rückfrachten. Die Ueberfracht soll, nach einer Verordnung von 1732, auf drei Schiffen höchstens nur zwei Lasten betragen. Nach ursprünglicher Ordnung dürfen sie nur bis Lauenburg fahren; inzwischen ist ihnen durch Verträge erlaubt, insbesondre nasse und zerbrechliche Waaren auch auf der Elbe bis nach Hamburg zu bringen, damit diese nicht durch das Umpacken leiden. Sie fahren daher mit allerlei Waaren, nicht bloß nach Lauenburg, sondern auch oft nach Hamburg, und von dort zurück, und sollen zuweilen sogar bis Altona und Haarburg kommen. Von Lüneburg holen sie fast beständig Salz. Uebrigens giebt es zu Lauenburg dortige und hamburgische sogenannte Everfahrer, welche zum Theil die Waaren aus den lübeckischen Stecknitzschiffen in die Ever, die viel größer sind, entgegennehmen. Von Hamburg bringen die Stecknitzfahrer vorzüglich Wein, Branntewein, Eisenwaaren, rohe Zucker, Glas, Zuckertöpfe und dergleichen, so wie von Lauenburg das in Lübeck sehr beliebte gemeine

Steingut. Wenn sie keine Waaren eingenommen haben, so laden sie unterwegens das Brennholz, welches von den Bauern der nahgelegnen Dörfer an den Ufern der Stecknitz, besonders an den Schleusenplätzen, aufgestapelt wird. Sie verkaufen es in Lübeck für ihre eigne Rechnung. Ein Stecknitzschiff faßt ungefähr 12 Faden Holz.

Die Fahrt auf der Stecknitz ist äußerst beschwerlich. Gewöhnlich sind drei oder vier Schiffe, die von einem Amtsbruder geführt werden, an einander gekoppelt; nur die Schleusen, bei deren Gebrauche große Aufmerksamkeit erfordert wird, trennen sie. Das Fortbewegen geschieht durch Schieben und Ziehen, wozu die Stecknitzfahrer sich der Hülfe der an den Ufern zwischen den Schleusen wohnenden sogenannten Linienzieher, zum Theil auch der Schleusenmeister, und sonst gedungner Arbeiter, bedienen. Weib und Kind hilft ebenfalls, so viel es kann. Dieses Treideln wird oft durch die unwegsamen Ufer, in welche die Arbeitenden

zuweilen bis an den halben Leib hineinsinken, sehr erschwert. Auch Segel werden, vorzüglich auf der Elbe, gebraucht. Die Fahrt von Lübeck bis Lauenburg währt gewöhnlich 10 bis 14 Tage, manchmal auch länger, wenn es an Wasser gebricht. Dieser nicht selten, und zumal bei frequenter Schiffahrt, eintretende Mangel, der oft nöthigt, ganz still zu liegen, und die unzähligen kleinen Krümmungen, verlängern den Weg so sehr. Indeß erhalten die Krümmungen zwischen den lockern Ufern die freie Fahrt, welche wahrscheinlich, bei häufigem Zuflusse des Wassers, verschlemmt werden würde, wenn sie sich in geraderer Richtung erstreckte. Diese Beschwerlichkeit und Dauer der Reise veranlaßt gegen den Winter das Einfrieren manches Stecknitzschiffes, welches dann lange Zeit mit den Waaren still liegen muß. Letztere werden, bei solchem Zufalle, manchmal zur Axe fortgeschafft.

Ausser den Stecknitzfahrern benutzen auch die sogenannten S t e c k n i t z h o l z k ä u-

fer diesen kleinen Handelsweg mit ungefähr zwanzig Böten oder Barken, auf welchen sie, gewöhnlich nur von den Ufern zwischen Lübeck und Mölln, Holz hieher bringen.

Es ergiebt sich aus der vorstehenden kurzen Uebersicht, daß die Stecknitzfahrt, auch selbst bei ihrer gegenwärtigen Unvollkommenheit, doch immer für Lübeck bedeutend ist. Auf ungefähr hundert Barken, wovon jede jährlich wenigstens vier bis fünf Reisen macht, muß allerdings, wie aus obigen Angaben leicht zu berechnen ist, eine beträchtliche Parthei Waaren, besonders von Lübeck nach Hamburg, und von dort hieher, transportirt werden. Freilich können es nur solche Waaren seyn, deren Bestimmung eine so lange Zeit des Transportes auf einer so kurzen Strecke leidet. Auch mag es, ungeachtet der Vorkehrungen, die zuweilen getroffen werden, für manche Waare gefährlich seyn, sie in jenen, ihrer Bauart nach unbedeckten Schiffen, der abwechselnden Witterung auszu-

setzen; daher denn auch dergleichen nach Hamburg bestimmte Güter gewöhnlich zur Axe, entweder geradezu, oder, nachdem sie auf der Trave nach Oldeslоe gebracht sind, wo man sie auf Wagen umladet, dahin geschafft werden. Inzwischen gewährt der Transport auf der Stecknitz den Vorzug, daß er nicht nur beträchtlich wohlfeiler ist, sondern auch zerbrechliche und der sogenannten Leckage ausgesetzte Waaren unbeschädigt läßt, vorzüglich auch deswegen, weil es des Umpackens nicht bedarf. Selbst Korn wird auf den Stecknitzböten unter bretternen Verschlägen und Dächern ziemlich sicher verfahren. Die leichte und häufige Zufuhr des Holzes ist ebenfalls von Wichtigkeit.

Die Verbesserung der Stecknitzfahrt war schon oft ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, und ist auch in neuern Zeiten zur Sprache gekommen. *) Auch in Lübeck

---

*) Siehe Berliner Monatsschrift, Jahrgang 1788, April. Seite 471 bis 480, und den

blieb man vor Zeiten deshalb nicht unthätig.

Unter andern geschahen, in den Jahren 1660 bis 1669, dem Rathe von der Bürgerschaft besonders lebhafte Vorschläge zur Verbesserung der Stecknitzfahrt. Inzwischen wollten die Kollegia der Kaufleutekompagnie, der Schiffergesellschaft, und der Aemter, diesen Vorschlägen nicht beitreten. Ersterem wurde von den Uebrigen wegen dieser Trennung Partheilichkeit vorgeworfen, weil unter ihnen viele Salzführer befindlich waren, die es vielleicht ihrem Interesse zuwider hielten, wenn der Salzhandel durch Erleichterung der Schwierigkeiten allgemeiner würde.

---

dort angeführten Hogreve. — Auch die Verhandlungen der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, Band 1. Seite 67, enthalten eine kurze Nachricht über gesammelte hieher gehörige Verhandlungen, die dem Archiv zu künftiger Benutzung beigelegt seyn sollen.

Von dem größten Theile der Bürgerschaft, der dem Unternehmen geneigt war, wurden verschiedne Pläne veranlaßt. Die Stecknitz sollte vom Möllnischen See bis an die sogenannte Böckerschleuse, eine Strecke von 5081 Ruthen, so verbessert werden, daß alle 7 Schleusen entbehrt werden, und bedeckte Fahrzeuge von ansehnlicher Länge, Breite und Tiefe, wenigstens 10 Lasten, in einer Zeit von 4 bis 5 Tagen, zwischen Hamburg und Lübeck, die Elbe herauf und herunter, transportiren konnten. Die kleine Sandbank bei dem Auslaufe der Stecknitz sollte weggebracht, das Beet des Kanals überhaupt ausgetieft, und dem Spring- und Quellsande der Ufer zum Theil durch Bollwerk gewehret werden. Der Nutzen, den man sich von dieser verbesserten Fahrt schon damals versprach, bestand unter andern darin: daß der Aufwand für mehrere Schleusen erspart, die Zeit des Transportes um zwei Drittheile abgekürzet, auch das Umpacken der Waaren auf dem Wege zur Are in Oldesloe vermieden werden würde; daß die Un-

ternehmung der Lüneburger, die Schaalfahrt bis Wismar fortzusetzen, und einem gleichzeitigen Projekte im Meklenburgischen, eine Kanalfahrt von Wismar ab durch den Schweriner See bis zur Elbe einzurichten, begegnet werden könnte; daß man von Magdeburg wohlfeileres Getraide nach Lübeck verfahren; die Fracht selbst verdienen, auch unsre Brauer ihr Seebier nach Holland und andern Orten verfahren könnten u. s. w.

Die Kosten der verbesserten Stecknitzfahrt vom Möllnischen See bis zur Böckerschleuse sollten nach einem Anschlage 276,944 Mark 9 Schillinge, nach einem andern 273,643 Mark, und nach einem dritten, den ein hamburger Ingenieur verfertigt, nur 152,727 Mark 8 Schillinge betragen. Nach einem dieser Anschläge sollte eine Verbesserung der Fahrt, auch von Lübeck bis Mölln, und von der Böckerschleuse bis an die Elbe, auf 2 Fuß in Breite und Tiefe, noch 50,000 Thaler kosten.

Zur Bestreitung des Aufwandes machte die Bürgerschaft dem Rathe verschiedne Vorschläge. Holzschlagen, allgemeine Kontribution, und Unterstützung Sachsen-Lauenburgs mit Holz und arbeitenden Bauern, sollten die Mittel dazu werden.

Von der Kaufleutekompagnie (die damals zahlreicher war, aus Personen von Einfluß, zum Theil auch aus Gelehrten bestand, und manche ihrer ehemaligen Mitglieder im Rathe zählte) wurden bedeutende Zweifel gegen das Projekt aufgeworfen, welche zum Theil politisch waren, zum Theil darin bestanden, daß man es auf die bisher konsultirten Ingenieurs nicht allein ankommen lassen könne, und diese die Fahrt nur oberhalb Mölln besichtigt hätten, da doch auch diesseits Mölln große Schwierigkeiten einträten; daß die angrenzenden Wiesen Schaden leiden, und unter Wasser gesetzt werden könnten; daß, wenn Sachsen-Lauenburg das Unternehmen nur durch Holz und Dienste unterstützen solle, es der Stadt zu theuer werde; daß diese

überhaupt gegenwärtig nicht im Stande sey, so schwere Ausgaben zu bestreiten und so weiter. Die übrige Bürgerschaft suchte inzwischen diese Zweifel bestmöglichst zu widerlegen.

Dem Anschlage selbst war, wie schon erwähnt, der Rath nicht gewogen; gewis aus guten Gründen, da er Schwierigkeiten deutlich sah, welche vielleicht dem eifrigen Spekulationsgeiste der Kaufleute, bei der Lebhaftigkeit ihres Wunsches, dem sinkenden Handel aufzuhelfen, damals entgingen. Zudem war in dieser Zeit die Streitigkeit mit Sachsen-Lauenburg, wegen der an das Städtchen Mölln, welches Lübeck herausgeben mußte, gehörigen Pertinenzien, noch nicht entschieden, wodurch ein Misverhältniß mit diesem, bei dem Unternehmen so interessirten, benachbarten Staate erzeugt wurde.

Der Rath blieb jedoch, bei der fernern Untersuchung der wichtigen Angelegenheit, nicht ohne Theilnahme. Da man den bisherigen Kostenentwürfen und ihren Verfassern wohl nicht recht trauen mogte, so

veranlaßte der Doctor Lippstorff, daß zwei Kunstverständige aus Holland, nemlich ein Staatslandmesser der Stadt Amsterdam, (Namens Johann Brandtlicht) und ein Mühlenmeister aus Zardan, von Holland nach Lübeck kommen, wo sie einen Bergwerksverständigen noch zu sich gesellten. Es wurden vier Rathspersonen, und drei Bürger, besonders kommittirt, und befuhren mit den drei Kunstverständigen die Stecknitz, ihrer ganzen Länge nach. Diese fertigten zwei Anschläge. Nach dem einen sollten die meisten Schleusen wegfallen; der Kanal sollte von Mölln aus, bis an die Nieburger Schleuse, (nahe bei Lauenburg) in einer Tiefe von 34 Fuß fortgeführt, auch eine steinerne Schleuse angelegt werden. Die Kosten dieses Anschlags sind berechnet zu 1,398,779 Gulden. — Nach dem andern Anschlage, zum Theil mit Wegnehmung einiger, zum Theil mit Anlegung neuer Schleusen, bei gehöriger Austiefung, sollten die Kosten betragen: 784,767 Gulden. Dieser letztere Entwurf wurde von den Kunstverständigen selbst, als

der vortheilhafteste für die Schiffbarmachung der Stecknitz, vorgezogen.

Der bedeutende Abstand dieser Kostenberechnungen von den bisherigen, mag wohl, in Verbindung mit den übrigen, einem so bedeutenden Unternehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten, dazu vorzüglich beigetragen haben, daß es in der Folge ruhte.

Was künftige Zeiten hierüber hervorbringen mögen, bleibt uns verschlossen. Die erleichterte schiffbare Kommunikation zwischen Lübeck und Hamburg, und einigen andern Plätzen an der Elbe, vermittelst der Stecknitz, wird zu allen Zeiten ein der Aufmerksamkeit so würdiger Gegenstand seyn, daß es zu wünschen wäre, ihn nie ganz aus den Augen zu verlieren. Zwischen Hamburg und Lübeck ist jedoch noch eine andre schiffbare Vereinigung durch die Verbindung der Alster mit der Trave möglich, wodurch jene vielleicht entbehrlicher gemacht werden könnte. Sehr interessant ist dasjenige, was der Herr Lieu-

tenant von Wimpfen *) hierüber sagt. Der Abstand der bei Oldesloe mit der Trave vereinten Beft von der Alster, soll nur 1400 Ruthen betragen. Wie kurz ist diese Strecke! Mögte die Zukunft Verhältnisse erzeugen, wodurch die Eröfnung eines so wichtigen Handelsweges möglich gemacht werden könnte!

---

*) Schleswig-Hollsteinsche Provinzialberichte, 1798, Heft 7, wo der Herr Verfasser noch einige andre Verbindungen der Trave mit mehrern Gewässern in Hollstein, und dieser unter sich, angiebt. — Wie vortheilhaft jedem Staate die Beförderung der Kanalfahrten sey, zeigt Herr Doctor Seetzen in Jever, in seiner ausführlichen Abhandlung: über den Nutzen der Kanäle, die in einigen Stücken des vorigjährigen Leipziger Journals für Fabrik ꝛc. enthalten ist.

IV.

Versuch einer Geschichte der musikalischen Kultur in Bremen.

Wenn Sinn und Liebe für Musik mit jedem Jahre in unsern Mauern sich mehren, so kann den bremischen Freunden dieser Kunst, eine nähere Bekanntschaft mit dem, was sie hierin ihren Vorfahren zu verdanken haben dürften, nicht anders als willkommen seyn, aber wenn sich auch bei irgend einem Bemühen, uns einen hellern Blick in das Dunkel der bremischen Vorwelt zu verschaffen, Nebel auf Nebel häufen, so ist es wahrlich hier. Auch der unermüdeteste Forscher wird sich bald in eine Sandwüste verlieren, wo fast keine einzige Quelle anzutreffen ist. Wie hoch das höchste Wasser gestiegen, wie oft das

Gewitter in diesen oder jenen Thurm eingeschlagen, was für Prediger an dieser oder jener Kirche gestanden, darüber erstatten uns die Annalen unsrer Vaterstadt einen mehr als zu sorgfältigen Bericht; — aber in welcher Kirche zuerst eine Orgel gebaut, oder eine Instrumentalmusik angestellt sey, achteten diese Chronikenschreiber des Aufzeichnens nicht werth. — Was sich indes an einzelnen Trümmern aus unserer singenden und spielenden Vorzeit noch irgend auffinden ließ, habe ich zu sammeln und die Erinnerungen einiger meiner älteren Mitbürger damit zu verbinden gesucht, um an diesem Leitfaden die Reihe musikalischer Erscheinungen anzuknüpfen, die sich hier unter meinen Augen ereignet haben. Vielleicht wäre in 10 bis 20 Jahren fast nichts von diesem allen mehr aufzufinden gewesen, und die Leser mögen dies Bruchstück deswegen in Ermangelung eines bessern für das annehmen, was es ist. Ein dankbarer Enkel wird sich vielleicht bei der Entdeckung dieses Wenigen eben so freuen, wie ich mich bei dem Wenigeren freute,

das ich in der Bibliothek des Herrn Doktors Lib. von Post, und in einigen, von einem Antiquitätensammler den Krämern entrissenen, Papiertrümmern zu entdecken, Gelegenheit fand.

Ehe ich indeß zur Aufstellung dieser wenigen, uns noch übrigen Data fortschreite, erlaube ich mir, ein paar Worte über die wahrscheinlichen Ursachen dieser musikalischen Dürftigkeit unserer bremischen Vorwelt, vorhergehen zu lassen.

Bei dem ersten Anblicke sollte man vermuthen, daß sich die Entwickelung und Vervollkommnung der Tonkunst, doch nach dem übrigen Kulturzustande eines Volks richten, daß die Musik als schöne Kunst doch mit der Veredlung bürgerlicher Sitten und anderer Wissenschaften und Künste, gleichen Schritt halten werde, woraus sich dann weiter folgern ließe, daß Bremen noch sehr spät auf einer gar niedrigen Stufe der Bildung verweilt haben müsse; aber die Erfahrung zeigt uns an manchen

auffallenden Beispielen, älterer und neuerer Zeiten, das Gegentheil. Es muß etwas in der Natur dieser Kunst liegen, das mit gewissen bürgerlichen Verhältnissen oder physikalischen Lagen mancher Völker nicht recht harmoniren will, und daß sich auch Bremen in einer solchen, der musikalischen Kultur ungünstigen Lage befinde, oder wenigstens befunden haben müsse, dürfte schon deswegen nicht ganz unwahrscheinlich seyn, weil fast kein einziger gebohrner Bremer als ächter produktiver Künstler in unsern Mauern auftrat.

Sollte vielleicht unser Klima die Muse der Tonkunst verscheuchen? In der That, wenn man erfahren hat, was eine heitere Luft, ein von Dünsten freier Horizont, auf die Heiterkeit des Gemüths vermag, so wird man den Mangel an Elasticität, an innerer Thätigkeit der Nerven und Reizbarkeit der Muskeln in feuchter Luft, leicht enträthseln können. Der Musiker muß fröhlich, lebhaft, unermüdlich in Uebung körperlicher Bewegungen seyn. Der Mah-

ler bedarf schon weit weniger körperlicher Anstrengung, mit weit mehr Ruhe vermag er die Produkte seiner Einbildungskraft zu realisiren, aber die Musik fordert schnelle Empfindung, leise Reizbarkeit und einen freieren, lebendigeren Schwung der Phantasie, deren schaffende Kraft durch ein leichtes, freies, fast möchte ich sagen, wildes Spiel der Organe, durchaus unterstützt werden muß.

Aber in der Nähe der Meere, wo fast alle sechs Stunden nach den Ebbe- und Fluthwechseln eine andere Witterung eintritt, wo so viele Flächen stehender Wasser eine beständige Werkstätte von Nebeln bilden, werden die Glieder nur gar zu oft gichtisch gelähmt, die Haut verliehrt ihre Spannung, und jene phantastische Laune, die die Mutter der Tonkunst ist, verschwindet aus dem Gemüthe. Auch verstimmt dies rauhe Klima der herrschenden feuchtkalten Nordwestwinde so oft die Kehle, das erste und unentbehrlichste Instrument, ohne welches jeder Musik die Seele fehlt. Wie

selten findet man in Seestädten eine schöne weibliche Stimme! In Hamburg zeichneten sich freilich auch eine Frau von Wind, eine Demoiselle Misler durch Schönheit der Stimme aus, aber auch sie mußten sich oft über Rauhigkeit der Organe beklagen. Wenn auch einmal das Organ von Natur brauchbar ist, so kann man doch nicht bis auf den andern Tag darauf rechnen. — Auch auswärtige Tonkünstler machten bei ihrem Aufenthalte in unsern Gegenden sehr oft dergleichen unangenehme Erfahrungen. Natürlich macht dies den Sänger verdrießlich, und dieser Verdruß hat seinen nachtheiligen Einfluß auf die Vernachlässigung der Musik überhaupt. — Fänden sich nicht von Zeit zu Zeit einige glückliche Ausnahmen, und schiene den Freunden der Tonkunst nicht, besonders seit dem letzten Jahrzehnd, in unsern Gegenden ein günstigeres Gestirn aufzugehen, so dürfte man fast in Versuchung gerathen, mit dem verstorbenen Pastor Lappenberg zu behaupten, im Lande der Chaucen könne keine Musik seyn.

Ausser diesen natürlichen Hindernissen treten noch einige politische ein, welche das Fortschreiten der Tonkunst in kleinen Handelsrepubliken wie die unsrigen, beträchtlich erschweren. Bei dem unaufhörlichen Bestreben, sich einen materiellen Gewinn zu verschaffen, hält man die Musik, deren Produkte mit dem Tone in Nichts verschwinden, nur gar zu leicht für eine eitle und thörigte Kunst, die mit Müssiggang und Nichtsthun gepaart sey. Vereinigte sich auch einmal die glücklichste, feinste Organisation mit dem richtigsten Tacktgefühl und Gehör, so sieht man doch, wenigstens war dies noch vor zehn bis zwanzig Jahren nicht selten der Fall, Mutter und Vater abrathen, unzählige Hindernisse in den Weg legen, und das werdende Genie im Keime ersticken. Nur auf Geschäftsvortheile wird die Aufmerksamkeit des Knaben gerichtet, nur für solche Kenntnisse flößt man ihm Achtung ein, die dazu behülflich werden können, und so läßt der Geist des Eigennutzes denn jenen freieren überirrdischen Geist der Kunst, dessen Werth

sich mit keiner Waagschaale messen läßt, nicht aufkommen. Das aktive Prinzip der schönen und freien Künste ist es, nach Bouterwecks Ausdrucke, die intellektuelle Geistesrichtung, die Veredlung der Sinne und die Beseligung ihrer Empfindung, ihr Einfluß auf die Humanität ist es, was ihnen eine so hohe Stufe der Würde unter den Wissenschaften und Künsten anweist. — Aber wie wenige Augen reichen bis zu dieser Höhe! Was soll also das junge Talent wecken, treiben, halten?

Daß da, wo man die Musik keiner ausgezeichneten Achtung werth hielt, auch der Musiker keinen großen Anspruch darauf machen konnte, daß mit der Kunst auch der Künstler betteln ging, war natürliche Folge. Doch mogte zum Theil auch die vernachlässigte Bildung, und das ungesittete Betragen mancher einheimischen und fremden Tonkünstler Schuld daran seyn, daß ihnen in unsern Mauern nicht mehr gesellschaftliche Auszeichnung wiederfuhr. Hätten sie alle den edlen Charakter eines

Fränzel, die wissenschaftliche Bildung eines Schwenke gezeigt, gewiß wären sie ehrenvoller bei uns aufgenommen worden.

Bei Aufzählung der Hindernisse des Fortschreitens der Tonkunst, darf unsere Staatsverfassung auch nicht ganz vorbeigegangen werden. Diejenigen großen Städte Deutschlands, die zugleich kleinere oder größere Hofhaltungen haben, sind im Ganzen der Kultur der Musik weit günstiger. Ist ein König oder Fürst Freund der schönen Kunst, so belohnt, befördert er, muntert er auf, ruft die Virtuosen zusammen, hält's nicht für zu klein, sich mit in den musikalischen Kreis zu setzen, und wie Friedrich der Große, die Flöte zur Hand zu nehmen. Durch treffliche öffentliche Anstalten wird dann in einem solchen Lande die Kunst gepflegt; durch Pensionen wird alternden Künstlern ein ruhiges Alter gesichert. — Manche kleinere Fürsten wissen bei mäßigern Ausgaben auf eine andere Weise zu helfen und zu rathen, wenn sie Freunde der Tonkunst sind; sie brauchen

allerlei Diener, und geben, bei sonst glei-
chen Fähigkeiten, gern den musikalischern
unter ihnen den Vorzug. Die kleinen
Aemter geben Brod, und lassen immer
noch so viele Zeit übrig, eine schöne Kunst
zu treiben. — So bildet sich an manchen
kleinen Höfen Deutschlands nachgrade ein
Orchester, das an innrer Güte manches
dreifach größere übertrift. Daß aber in
unsern Republiken von Staatswegen nicht
leicht für das Emporkommen der Künste
etwas gethan werden kann, begreift jeder
leicht, der mit unserer Verfassung nur et-
was näher bekannt ist. — Dies und vie-
les andere der Art, muß bei uns von
Privatassociationen ausgehen, welches auch
sein Gutes, und in vieler Hinsicht sein
Vorzügliches hat, obgleich man langsamer
damit zu Stande kommt.

Noch einige andere Umstände trafen
in Bremen zusammen, wodurch das Fort-
schreiten der Tonkunst mehr aufgehalten,
als befördert werden mußte. — Oeffent-
licher Gottesdienst war immer Beförde-

rungsmittel der Musik, und ist es noch, vor allen aber in katholischen Ländern. — Die Einführung des Protestantismus war der Tonkunst nirgends sehr günstig, auch bei uns nicht. In Hamburg wurde das Lutherthum herrschend, das dem Katholicism ehmals mehr ähnelte, als der in Bremen bald nachher eingeführte Kalvinism. Dort behielt man noch mehr Feierliches bei dem Gottesdienste bei, und bestimmte ein bedeutendes Kapital zur Unterhaltung der Kirchenmusiker. Die Stifter der reformirten Lehre schafften die Musik, als Gott anstößig, in den Kirchen ab, doch behielten die Holländer, denen die Bremer auch hier folgten, glücklicherweise die Orgeln noch bei. Dies war also nur das einzige Instrument, das man bei Kirchengesängen auch in Bremen öffentlich hörte. Da es aber nur, besonders bei den alten Orgeln, auch nach religiöser oder daraus entstandener organistischer Meinung, einen langsamen Gang verstattete, so konnte dies nur Ernst und Melancholie einflößen. Ausserdem erhielt und erhält noch jetzt jede

Kirchspielsgemeine einen Thurmbläser, der nicht mehr zu verstehen braucht, als des Mittags oder bei Sonnenuntergang drei Chorale langsam und traurig aus einer Trompete zu quälen.

In dem, ehemals erzbischöflichen, jetzt churbraunschweigischem Dom, waren bessere Einrichtungen getroffen, die von der Schweden Zeit herrühren mögen. Es war, vielleicht seit Entstehung eines feierlichen Gottesdienstes, ein Kantor und Subkantor als Domherrn, später an der Schule angestellt, welche für eine ordentliche Singstunde, und alle Sonntage für Kirchenmusik zu sorgen hatten. Noch jetzt existirt eine Stiftung von mehr als 600 Thaler für Chorsänger, die sich aber in eine Unterstützung für Studirende verwandelt hat, und da die königliche Regierung in Stade sie jedem gewährt, er mag musikalisch seyn oder nicht, so hält sich kein Participent verpflichtet, dafür etwas zu thun. Die jungen Studirenden, welche aus den Mooren des Landes unmusikalisch herkommen,

und selten Stimme oder Gehör haben, sind meistens zu alt dazu, um noch Musik zu lernen. Kommt dann keine höhere Aufsicht, oder musikalischer Enthusiasm der Vorgesetzten zu Hülfe, so ist nichts für die Kunst zu gewinnen. Leider, mögen schon seit vielen Jahrzehnden weder Prediger noch Schullehrer eine thätige Liebe zur Musik gehabt haben, da man sie für so ausserwesentlich hielt, daß man sie entweder nur vor dem Hauptgesange machen ließ, und weiter gar nicht mit dem Gottesdienste oder mit dem Inhalt der Predigt verwebte, oder wohl gar wieder aufbestellte, wenn sie eben angehen sollte. Da nun durch die Milde der Regierung bis hieher alle Ausgaben für Kirchenmusik allein bestritten worden, so ist die größte Kirchengemeine Deutschlands, die eigentlich in die reformirten Gemeinen eingepfarrt ist, gar nicht gewohnt, etwas mehr für Musik zu bezahlen, als etwa etliche Groten für Texte auf die drei hohen Festtage. Diese Gleichgültigkeit war Ursache, daß der Herr von Knigge, als Oberhauptmann, der Regie-

rung den Vorschlag that, die Kirchenmusik des Sonntags abzuschaffen, und die Gehalte der aussterbenden Musiker (sie betragen etwas über 300 Thaler nebst freien Wohnungen) zur Verbesserung einer Schulbibliothek anzuweisen.

Noch eine Ursache, die den Flor der Musik in Bremen aufhielt, muß ich hinzufügen. Der Chorus Musikus besteht aus drei Rathsmusikanten, den oben angeführten Thurmbläsern, und einem schwachen Chor Hoboisten. Jeder Rathsmusikant hat ungefähr 70 Thaler jährlicher Einkünfte, die Thurmbläser, ausser freier Wohnung, einige unbeträchtliche Accidenzien, und die Hoboisten, wie gewöhnlich allenthalben, kleine Gagen. Die Geschickteren müssen nun durch mäßig bezahltes Unterrichtgeben, und die übrigen durch Aufspielen bei Tänzen in den Handwerksniederlagen, etwas zu verdienen suchen. — Ehemals lebten diese verschiedenen Musikanten nun gewöhnlich in der größten Disharmonie. Die Rathsmusikanten, die unter einem

Rathsmeister standen, hatten die besondere Aufwartung bei Solennitäten, Hochzeiten und andern Gastereien; diese verachteten die Hoboisten, welche etwa nur vor den Thoren Musik machen durften. — Da aber, vor etwa 30 Jahren der Rathsmeister abgeschafft, und sein kleines Gehalt unter drei Musikanten vertheilt wurde, die nun allein keine vollstimmige Musik bestreiten konnten, so vereinigten sie sich temporell um des lieben Brods willen, gingen aber übrigens ihrem ökonomischen Interesse nach, größtentheils ohne sich um das Wesen ihrer Kunst weiter zu bekümmern; daß nun manche unter ihnen, durch das Bestreben, sich grotenweise den nothdürftigsten Lebensunterhalt zu erwerben, nicht in die beste Gesellschaft gerathen, und dadurch, zum Nachtheil ihrer Kunst, immer mehr verwildern mußten, war wohl natürlich. Cantores amant humores, heißt das alte Sprichwort, und so ging es denn auch hier. — Dadurch bekam denn der Name: Musikant, einen solchen Makel und übeln Ruf, daß viele ehrliche Bürger ihre Kinder lieber alles

andere, als Musik hätten lehren lassen. — Ja, vielleicht trug der bei festlichen Musiken allgemein gebräuchliche Ausdruck: Aufwartung, der immer an Bediente erinnerte, auch das Seinige dazu bei, die Geringschätzung eines Musikanten zu vermehren. Ich erröthete im Namen der Muse, wie ich noch im Jahre 1778 und später, bei solchen Gelegenheiten die Musiker, und selbst die Genies unter ihnen, in einer Ecke stehen und aufspielen sah, und wenn im Liebhaberkonzert ein Glas Wein herum gegeben wurde, bemerkte, daß die Musiker von Profession hinausgehen mußten, um zu trinken. Dem Ehrgefühl des Konzertmeisters war dies zuwider, er trank lieber nicht, oder blieb ganz weg. Man tadelte dies anfangs als Hochmuth, aber er hat dadurch wirklich diese Herabwürdigung gehoben, wenn es nicht die aufgeklärtere Denkart der Liebhaber, oder die sittliche Verbesserung der Musiker selbst bewirkt, und endlich überzeugend gezeigt hat, daß die Ungezogenheit mancher derselben, keine Wirkung der Musik war.

Schon aus diesen Vorerinnerungen sieht man, daß wir uns unserer bremischen musikalischen Vorwelt eben nicht sehr werden zu rühmen haben, — und wenn ich weiter nichts damit beabsichtigte, so würde ich besser thun, keine Geschichte der Musik in Bremen zu schreiben; — denn in der ganzen Reihe der hier vorkommenden musikalischen Ereignisse, sehe ich kaum einen einzigen wahren Tonkünstler hervorleuchten, der sich in einem theoretischen, oder in der Erfindung eines mechanischen Musikprodukts ausgezeichnet hätte; aber auch schon die Fortschritte einer mechanischen Kunst oder ihrer Nachahmung, und die allmählige Veredlung des Geschmacks an derselben, sind der Beschreibung werth, darum sey dieser Versuch gewagt.

Es mögen sich sieben Städte um die Ehre, den ältesten der berühmten Sänger genährt zu haben, streiten, keine Stadt kann Bremen die Ehre streitig machen, daß in ihren Mauren der größte musikali-

sche Erfinder gelebt hat. Ohne die Erfindung der Notenleiter hätte die Musik nie zur Hälfte der jetzigen Vollkommenheit gelangen können. Denn bis 1030 behielt man noch die alte griechische und arabische Art, die Töne durch alphabetische Buchstabenfolge zu bezeichnen. Diese Buchstaben schrieb man über die Worte. Da sie keine Dauer der Zeit zugleich bezeichnen konnten; so folgt, daß man bis Guido von Arezzo (von Aretin gemeiniglich genannt) alle Töne von gleicher Länge brauchte, so wie heutiges Tages noch beim Kirchengesange geschieht, und daß die Melodien nicht wohl über eine Oktave springen konnten, weil man schwerlich Beispiele findet, daß sie über g hinausgegangen. Selbst die ältesten Choräle, welche vielleicht vor der Erfindung der Noten schon gesungen wurden, bestätigen dies. Guido machte seine Notenerfindung gewiß schon in Italien. Seine Entdeckung machte ihn so berühmt, daß ihn der hiesige eilfte Erzbischoff Hermann nach dem Jahre 1032 aus Italien nach Bremen, als Kanonikus

rief, damit er am Dom eine klösterliche Einrichtung treffe, und beim Gottesdienst eine bessere Melodie einführe. *) Guido war ein gelehrter Benediktinermönch, und als solcher machte er sich um die Verbesserung der Schule, die an der bischöflichen Kirche umsonst gehalten wurde, verdient. Da er aus einem so kultivirten Lande kam, so mußte ihm manches hier barbarisch vor-

---

*) M. Adami hist. eccl. Libr. II. c. 39. 40. (102) in Lindenbrogii Script. rer. german. — Renner in seiner Chronika der Kaiserl. freien Reichsstadt Bremen sagt: „Hermannus schaffete nicht sunderges; Averst he brachte ersten Guidonem, den Sang Mester tho Bremen, mit welkes Anwisung he den Sang und klosterlicke Lehre anrichtete, dat allene von synen besten Werken waß.“ Und in seiner gedruckten Reimchronik:

Den Sang he heft gerichtet an
Dorch Guidon, de den erst begann.
De Guido was en Italus
Und ein geswinde Musicus.
Den Sang he erst mit Noten fand,
Scalam to tellen up der Hand
Dorch gamma, ut un alsofort.

kommen. Dahin gehörte, daß er dem ohnehin schwachköpfigen Hermann, den Gedanken angab, die Domkirche nebst den Gebäuden und Garten der Geistlichen mit einer Mauer zu umgeben. Die jetzige Stadtmauer wurde also 1035 angefangen; und da der Bischoff in dem Jahre starb, so wurde die Mauer nebst den italienischen Schießthürmen, welche zum Theil noch stehen, nach Guido's Entwurfe von dem folgenden Bischoffe Bezelinus ausgeführt.

1042 wurde durch einen beleidigten Vetter des Bischoffs die Stadt nebst der Domkirche in die Asche gelegt. Nun sollte das jetzige Domgebäude nach dem Modell des Doms in Kölln gebaut werden, welches gegen den Rath Guido's war. Da aber 1048 auch dieser Bischoff starb, als die Grundmauer gelegt war; so wurde unter dem folgenden, wahrscheinlich nach Guido's Plan, das jetzige große mittlere prächtige Domgebäude, nach dem Modell des Doms zu Padua, vollendet.

Glücklicherweise lebte noch Guido zu den Zeiten des großen Bischoffs Adelberts, der Kaiser Heinrich des IV. Vormund war. Dieser kluge Kopf schätzte unsern Sangmeister aber mehr als Sangmeister. Er brauchte ihn als Vermittler bei den sächsischen Fürsten, mit denen der Kaiser Heinrich III. und der Bischoff Adelbert selbst viele Streitigkeiten hatte. Seit ihm hats wohl kein Sangmeister wieder so weit gebracht. Wir bemerken ihn aber blos wegen seiner, nach Anweisung der fünf Finger, gemachten Erfindung der fünf Linien, auf und zwischen welchen er die auf- und absteigenden Töne mit Punkten bezeichnete. Diese Punkte hinaufwärts mit den Namen: ut, re, mi, fa, sol, la, belegte, welche die Italiäner noch beibehalten. Dies war also der erste große Schritt zur musikalischen Setzvollkommenheit. Die Merkmale der Geltung der Noten, oder die Verschiedenheit von ganzen, halben und viertel Noten 2c. hat erst Jean de Meurs, Doktor zu Paris, 1330 erfunden. Es ist sehr wahrscheinlich,

daß auf den Schulen, welche nach Carls des Großen und Ludwig des Frommen Befehlen, bei allen bischöflichen Kirchen seyn sollten, sowohl hier als in Hamburg, schon früher Musik getrieben worden ist. Denn Ansgarius, der eifrigste Bischoff, errichtete in Hamburg die Marienschule nach der hiesigen Einrichtung; und da wurde angeordnet, daß nach den Befehlen *) jener genannten, damals lebenden Kaiser, die Grammatik, die Musik, und die Erklärung der heiligen Schriften, (Theologie) gelehrt wurde. Also war damals Musik ein Hauptblatt der Trifolie, welche den Men-

*) Die Worte des kaiserlichen Befehls, in der Capitul. Caroli et Ludovici: De ministris — et de Schola, lauten also: (wir befehlen) ut non solum servilis conditionis infantes, sed etiam ingenuorum filios aggregent, et ut scholae legentium puerorum fiant: psalmos, notas, cantus, grammaticam, discant. vid. Petri Lambecii rerum Hamb. L. 2. c. 218. (432) — Andere setzen arithmeticam st. theologiam.

schen alle Geistesnahrung gewährte. Eben so wahrscheinlich ist es auch, daß, wenigstens in Norddeutschland, hier in Bremen und bald darauf in Hamburg, zuerst Musik getrieben worden ist. Cantus zielt auf Singübungen in den Schulen, und Notae auf die künstlichen Bezeichnungen der Töne durch Buchstaben über dem Text, welches für jeden Unwissenden ein heiliges Dunkel haben mußte. Daher waren die Cantores zu dem musikalischen Unterricht verpflichtet. *)

Gesetzt, daß auch vor Ansgar die Schule noch nicht in gehöriger Ordnung, wenigstens noch kein regelmäßiger Gesang da war; so ists doch höchst wahrscheinlich, daß nach ihm alles nach Verordnung ging; weil es eine der Hauptabsichten dieses gebildeten und emsigen Volkslehrers war;

*) In des Königs Ludwig des Frommen Reform. eccl. si vero cantores superbi exstiterint, et artem, quam divinitus didicerint, aliis insinuare renuerint, graviter ac severe judicentur.

und weil er wohl einsah, was der Gesang für ein Reizungsmittel zur Religionsannahme für die noch rohen, aber der Musik fähigen Heiden seyn konnte. Er ließ deswegen Schullehrer und Sänger aus Frankreich, seinem Vaterlande, kommen, welches in der Kultur einen großen Vorsprung vor Deutschland hatte.

Vielleicht ist auch auf diesem Wege Kenntniß musikalischer Instrumente nach Deutschland gekommen. Diese hat man aber bis ins vierzehnte Jahrhundert nur unisono mit dem Gesang geblasen oder gespielt. Bis dahin dachte man an keine Harmonie. Melodie allein machte alle Schönheit der Musik, und willkührliche Bewegung gleichlanger Töne konnte keine verschiedene Charaktere verstatten. Ueberhaupt mag die Musik eher einen Rück- als Fortgang genommen haben, da nach Guido die Mönche und Canonici gemeinschaftlich sehr frei und ausgelassen lebten, wodurch die Schule in Verfall gerieth. Wozu viel beitrug, daß bei dem Brande

1040 alle Bücher von den Flammen verzehrt waren, wie Adam von Bremen im Leben Bezelins erwähnt.

Aus den Hymnen, welche 1377 Laurentius Odo *) gesammlet hat, sieht man, daß, so wie es zur Gedächtnißfeier des heiligen Ansgarius jährlich den 4ten Februar geschah, bei den gottesdienstlichen Festen ohngefähr folgende liturgische Einrichtung herrschte. Beim Beginn der Feier kündigte ein Priester vor'm Altare die Absicht des Festes an: Ecce Sacerdos magnus etc. Dann wurden von dem Canonicus Lector (der vielleicht allein lesen konnte) die Sachen gelesen, die auf ein Bischoffsfest verordnet waren. Darauf, unter Anführung des Canonicus Cantor, ein Hymnus begann. Z. E.

Ansgari pater optime,
Errantes nos in devio
Reduc tuo juvamine.
Servans in Christi gremio etc.

*) Claudii Arrhenii Chronol. in Lambecii Orig. Hamb. L. 1.

So folgen mehrere Strophen, welche sicher nach einer bestimmten Melodie gesungen wurden. Dies Chor, welches abgerichtete und gelernte Mönche (cantoris scholares) sangen, schloß sich mit einem feierlichen Amen. Der Priester fiel ein:

Dominus amavit eum

der Antiphonist antwortete:

Stola gloriae induit eum.

Endlich folgte die bekannte Antiphonie:

Magnificat etc.

und einige Strophen des Chors schlossen nach der Collekte (welches ein Gebet war) die Feierlichkeit, mit den Worten:

Psallentes solemniter.

Ein andermal hebt die Liturgie mit einem Hymnus an:

Vidit puer Ansgarius
Quamdam raptus in spiritu
Praefulgidam decentius
Caelorum in exercitu etc.

Nach mehreren Stanzen nach demselben Rhythmus oder Melodie in der Musik,

las einer die Lebensgeschichte des Bischoffs, das Chor unterbricht ihn mit den Worten:

Profert verbum vox divina
Quod procedat in doctrina etc.

Nun fährt der Erzähler fort in der Geschichte seiner Begeisterung, und apostolischer Lehre in Norden. — Der Oberpriester fällt ein:

Deduxisti eum Domine in via tua.

Der Antiphonist (gewöhnlich bei uns die Schulmeister bei der Collekte) antwortet:

Et ingressus est in veritate tua.

Und auch dieses schließt sich nach völliger Erzählung wieder mit einem lobpreisenden Chorus.

Aus der Sammlung des Laurentius Odo, der wahrscheinlich damals Cantor gewesen, habe ich diese gottesdienstliche Einrichtung etwas ausführlicher angezeigt, um daraus zu lernen, daß sie vielleicht in manchem Betrachte vernünftiger war, als der heutige Schlendrian, wo kein Leben ist, das Leben einhauchen könnte. Der jetzige

Zeitgeist ist so vernünftig, philosophisch und ökonomisch, daß man in Sachsen beim Gottesdienste so gar die Musik abschaft, und fast die Predigt nur für das einzige wesentliche Stück der Kirche hält. Salzmann fing vor zwanzig Jahren an, die Chöre und Antiphonien wieder zweckmäßig und einförmig mit dem Ganzen zu verweben; hatte aber wenig Nachfolger. Es scheint, wir müssen erst wieder von den Theophilantropen in Frankreich lernen, was der religiösen Versammlung mehr Feierliches, Angenehmes, Erbauliches giebt. — In jenen Hymnen und Antiphonien nebst den eingemischten Erzählungen und Anwendungen herrscht ein so lebendiger Geist, daß man die Begeisterung noch nach tausend Jahren mitfühlt, und sich sogleich eine Melodie bei den fließenden musikalischen Worten denkt, welche höchst wahrscheinlich jener verlohrnen Urmelodie entspricht.

In den folgenden dunklen Jahrhunderten finden sich keine Spuren von Mu-

fik. Es ist zu vermuthen, daß es immer bei der Einrichtung geblieben ist, wo bei den gottesdienstlichen Festen nach der oben mitgetheilten Form, und an gewöhnlichen Kirchtagen in der Versammlung, der Canonicus, welcher Cantor war, seine bestimmten Gesänge, Hymnen, Antiphonien oder Psalter, auf dem Chor vorsang, und durch seine Schüler *) nach der, noch jetzt beim griechischen Gottesdienste erhaltenen Form, hier und da im Unisono oder in Terzen (Harmonia) verstärken ließ. Dieses machte dann das Chor aus. Noch zeigen einige, von der alten, auf dem Wege nach Schweden verunglückten, Dombibliothek, zurückgebliebene und auf der jetzigen Schulbibliothek vorhandene Manuskripte, Psalterium gloriosae Virginis, Liber hymnorum, Psalt. Dav. daß es nicht an Liedern gefehlt habe, die gewiß gesungen worden sind. Und da man in der ersten deutschen

*) L. c. constituantur, qui tempore statuto vicissim cum cantorum schola sint, qui discere debent.

Christenheit nichts als den Psalter Davids hatte, was gesungen werden konnte; so ists höchst wahrscheinlich, daß der erste ordentliche geistliche Gesang (wenn die Chaucen sonst noch einen natürlichen Ausdruck der Freude zum Lied erheben konnten) nach den lateinischen Psalmen ertönt hat, welche noch in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien im Original zu sehen sind. Sie sind mit goldenen Buchstaben auf Pergament in gros Oktav geschrieben. Dies Buch, welches Carl der Große gehabt hatte, soll von Willehad mit nach Bremen gebracht, und im dreißigjährigen Kriege, nach Art der jetzigen siegenden Franzosen, nebst andern Kostbarkeiten hier von Tilli geraubt worden seyn. *) Wo aber der kostbare, die damaligen Melodien enthaltende Codex Guidonis, wonach er die Musik gelehrt, und die Harmonie oder die Begleitung beim Gesang eingerichtet und für die Folge angeordnet hat, geblieben ist, habe ich auf keiner Spur entdecken

*) Pr. Cassels Abhandlung davon. 1759.

können. *) Aber ich habe einen großen Folianten mit einem Pergamentbande auf der Bibliothek unsers Museums gesehen, auf dem ganz vollkommen die älteste, einen Zoll breit aus einander gezogene Skale von starker rother Farbe mit schwarzen viereckigten Notenformen der ältesten Art, mit uralter Mönchsschrift, deren einzelne Worte den Psalmeninhalt anzeigen, zu sehen ist. Die Noten sind weder durch Takte abgesondert, noch in der Gestalt verschieden; nur, daß die Quadrate in der Stellung verschieden zu seyn scheinen, indem einige horizontal, andere schief stehen. An einzelnen Stellen stehen zwei über einander. Es muß also vor dem vierzehnten Säkulum geschrieben seyn.

Die Verfinsterung in der Religion und die Wolken der Unwissenheit, welche gegen

*) Wolters in Chronica Bremensi: scripsit Musicam et fecit codicem, qui dicitur Codex Guidonis, cujus informatione Guidonis ipse Cantum et Harmoniam ecclesiae suae artificialiter ordinavit. Meibom 2. 33.

das Ende des funfzehnten Jahrhunderts den menschlichen Horizont verhüllte, scheint nebst der Schuldisciplin, auch wenigstens die religiöse Musik hier in Vergessenheit gebracht zu haben. Nirgends kömmt das Wort Cantor oder Musica vor. Ausgenommen ein gewisser Martin Grëning, der Canonicus und Cantor am hiesigen Dom war, und aus einer Bibliothek zu Drontheim, ohngefähr 1500, einen ganzen Livius mit nach Bremen brachte. *) Um diese Zeit hörte die Schule, da das Gebäude 1511 abgebrannt war, ganz auf; und wiewohl noch ein Cantor als Canonicus beim Gottesdienste blieb; so wurde dessen Geschäft unnöthig, als bei den Hardenbergischen Unruhen aller öffentliche Gottesdienst aufgehoben, vom empörten Pöbel der Klerus gewaltsamerweise aus einander gejagt, und der Dom 1561 auf eine Dauer von zehn Jahren verschlossen wurde.

---

*) Fabricii Bibl. lat. V. I. 197.

Als im dreißigjährigen Kriege durch den Erzbischoff Friedrich, mit dem sich das reformirt gewordene Bremen verglichen hatte, für die lutherisch Gebliebenen die Domkirche wieder eröffnet wurde, verrichtete 1642 Christoph Haselbach das Geschäft eines Cantors. *) Dieser kluge, thätige und geschickte Mann, der auch die Frühpredigten zu besorgen hatte, fing wieder eine neue Schule mit fünf Knaben an; und er hatte so viel Beifall und Zulauf, daß er bald zwei Gehülfen annahm, die unter ihm standen; und schon 1646 die mehrsten Lehrer unter den noch jetzt beibehaltenen Titeln angestellt waren. Er war aus Sachsen, wo damals schon die Musik sehr blühete, und wurde von der jungen Universität Helmstädt hieher berufen. **) Er zog noch andere Musiker

---

*) Pretje's Versuch einer Geschichte der Schule und des Athen. beim königlichen Dom zu Bremen, 1s St. S. 21.

**) Pretje L. c. 3s St. S. 50. und Baer in seiner Chronologia.

nach sich; und dies trug dazu bei, daß der in Bremen 1645 privilegirte Stadtmusikant (unter dem Namen eines Rathsmeisters) nun auch Lehrbursche und Gesellen, nach sächsischer Gildenart hielt, und bei seinen Musiken, außer den üblichen Posaunen, noch Zinken und Dulcianen (Fagotten) einführte. Dieser Musikmeister wurde in diesem Jahre vom Rathe verschrieben, um das Freudenfest zu feiern, als die Stadt vom Kaiser das Diplom erhalten hatte, als Reichsstand nur unmittelbar unter dem Kaiser zu stehen. Zu dieser Solennität wurden bessere Musiker, als man hatte, erfordert. Da wurde dem Musikus ein gewisses Gehalt angewiesen, um bei Feierlichkeiten der Stadt Musik zu machen. Da er aber des Sonntags in den ächtreformirten Kirchen, wo alle Musik als unschicklich und weltlich verbannt war, keine Geschäfte hatte; so wurde bei den damaligen königlich schwedischen, zur Einrichtung des bremischen Etats abgeordneten Plenipotenziarien, welche 1651 die Besoldungen der Schullehrer anordnete, durch

Haselbach bewirkt, daß drei Wohnungen, welche vorher Schullehrer bewohnt hatten, dreien Musicis, nebst 200 Thaler Gehalt aus den eingezogenen Vicarien bewilligt wurde. Mit Hülfe dieser Musiker, welche zum Theil Gesellen des Rathsmeisters waren, führte er dann sonntäglich eine Musik auf. Dieser Gebrauch hat sich auch fast bis auf den heutigen Tag erhalten. Außerdem mußte dieser Rathsmusikus mit seinen Gesellen auf dem Liebenfrauen Kirchthurm, die Markttage von 10 bis 11 Uhr zur Unterhaltung der Marktleute, auf Zinken und Posaunen, Musik machen. So wie in Hamburg und Amsterdam zur Börsenzeit das Glockenspiel gerührt wird. Den 18ten Februar 1649, wurde die erste große Kirchenmusik zur Feier des westphälischen Friedens, in den reformirten Kirchen gemacht.

Der Rathsmeister hatte ein ausschließendes Privilegium, Bursche in die Lehre zu nehmen, ausgelernt zu geben, einen Lehrbrief auszufertigen, und alle Rechte

und Freiheiten einer Gilde unter Autorität des jedesmaligen Präsidenten zu ertheilen. So wie bei jeder andern Innung ein Meister ist, der nach gewissen bestimmten Lehrjahren, nach abgelegter Probe das Gesellen- und Meisterrecht ertheilt, wurde hier bei der Lade mit allen Handwerkszeremonien der Musikus verpflichtet. So wie bei den sogenannten Aemtern ausschließende Vorrechte statt haben, wodurch andern die freie Ausübung einer Kunst versagt ist, durfte auch hier niemand Musik machen, wer nicht vom bestellten Musikus berechtiget war. Daß eine solche Beschränkung einer schönen Kunst noch mehr als jeder mechanischen Vervollkommnung hinderlich seyn müsse, sieht ein jeder ein.

Aus einer Polizeiordnung, *) welche die hiesige Obrigkeit 1656 gegeben hat,

---

*) Ordnung eines Ehrenvesten, hochweisen Raths der Stadt Bremen, wie es mit den Kleidungen, Hochzeiten, Kindtaufen rc. gehalten werden soll. 1656.

lernt man auch, wie es mit der Musik ausgesehen hat. Beim sechsten Titel wird angeführt und verordnet:

1. Daß bei einem Tanze der Musikus nur 1 Thaler, höchstens 1 Goldgulden, bei Hochzeiten aber, von den Hochzeiten der zwei ersten Stände 4, beim dritten 2, und beim vierten nur 1 Thaler, erhalten solle.

2. „Es sollen aber keine Hochzeiten von andern, als unsern bestallten *) Musikanten und Bürgern, und nach Direktion unsers Musici, dessen Bestallung gemäß, bedienet werden, bei willkährlicher Straff ꝛc.“

3. „So sol auch nach zehen Uhr Abends von den Musikanten kein Spiel zum Tanze oder sonsten gebraucht werden, bei Straffe von jedem Tanz 4 Thaler, oder bei Abschaffung des Diensts.“

*) Davon steht in einer Polizeiverordnung von 1634 nichts.

4. Auch der soll gestraft werden, der ohne Musik nach dieser Stunde tanzen würde.

5. „Wegen des Vortanzes sollen die Musikanten dem, der sich am forderlichsten zum Tanze angiebt, ohne alles Ansehn, er gebe wenig oder viel, mit dem Spiel aufwarten. Da jedoch niemandt vor einen Vortanz mehr als einen halben Thaler präsentiren soll.“

6. Würde aber jemand so verschwenderisch seyn, und während dem Tanz, um die Musikanten zu gewinnen, Geld aufwerfen; so soll es der Direktor, bei Strafe der Absetzung, anzeigen, damit die muthwilligen Verschwender zur Strafe gezogen werden.

7. Während dem Mahl sollen die Musikanten, ohne Erwartung einer absonderlichen Verehrung oder nöthigen Erinnerung, mit der Musik fleißig aufwarten, bei Vermeidung ernster Strafe ꝛc.

8. Nach dem Unterschied der Stände soll „bei den beeden untern Ständen kein blasendes Spiel von Zinken, Posaunen und Dulcian, weder zur Mahlzeit noch zum Tanze, gebraucht werden, bei willkührlicher Straffe ꝛc.“

9. „Das von den Mägden und Gesinde eingeführte Tanzen und Zechen am dritten Hochzeittage, soll gänzlich verboten seyn.“

Hierbei lassen sich allerlei pragmatische Anmerkungen machen, z. E. daß die Musik damals sehr wohlfeil war; daß nicht lange vorher der Rathsmusikus ordentliche Bestallung erhalten haben müsse; daß man sehr unrepublikanisch einen genauen Unterschied der Bürger von vier Ständen, sogar mit der Musik machte; daß die noch neulich eingeführten Blasinstrumente ehrender waren; daß es damals einen schädlichen Luxus gab; daß die Obrigkeit väterlich den üblen Folgen vorzubauen strebte; daß die Verschwender unter obrigkeitlicher

Vormundschaft standen; daß durch die verbotenen nächtlichen Tänze für die Gesundheit der Gäste, die Ruhe der Nichtgäste, und besonders bei Hochzeiten für eine bessere Nachkommenschaft gesorgt wurde; daß die damalige Obrigkeit, nach heutigen Begriffen manches Republikaners, despotisch verfuhr; und daß es doch für die Schwachen und Unvernünftigen heilsam wäre, wenn dergleichen Polizeigesetze dem Luxus Schranken setzten.

Worin die damaligen Tänze bestanden, ersieht man aus einer Parthie von 35 musikalischen Stücken, welche ich bei einem Freunde gefunden habe. *) Bei den Pa-

*) In Dr. Lib. von Post Sammlung Bremensium: Newe Paduanen, Galliarden, Balletten, Mascaraden, Arien, Sarabanden, mit 3 Stimmen auf 2 Violen zu spielen, sampt den Generalbaß, gesetzet von Lüder Knoep, Organisten zu St. Stephani in Bremen. Erster Theil. 1652. Bei Jak. Köhler gedruckt in Bremen.

duanen kommen auch Sechszehntel vor, in den Sarabanden ist forte und piano, und bei den Mascaraden lento und presto, angezeigt. Beim Anfang der Stücke steht kein Zeichen der Bewegung, nur ganzer und dreizweitel Takt; die mehrsten gehen aus c, d, g, a mol. Der Baß hat, das Viertel, was mit einem C bezeichnet ist, ausgenommen, keine Pausen. Die großen Pausen sind den jetzt gebräuchlichen ähnlich. Die Ausweichungen gleichen denen im gregorianischen Choral.

Dieser Knoep ist also der erste bremische Komponist, von dem wir noch etwas haben. Und ich glaube, früher hat man auch außer diesen jetzt veralteten Tänzen und einigen noch jetzt gebräuchlichen Kirchenliedern, keine besondere musikalischen Stücke gehabt. Feierliche Musiken wurden nur durch Posaunen und andere Blasinstrumente angezeigt.

Das Siegel, welches der Rath bald darauf seinem Musikmeister, zur Bestäti-

gung seiner Privilegien, ertheilte, und welches auf Lehrbriefen und Pässen stand, ist noch vorhanden. Dieses hat fast drittehalb Zoll im Durchschnitt, mit der Umschrift: Sigillum Collegii Musici reipublicae bremensis 1658. Auf einem Thron sitzt Apollo mit dem Scepter in der Rechten und mit der Lyra in der Linken. Vor den Stuffen liegen Flöten, Fagott, und Violinen, mit der Unterschrift: floreat musica; auf den Stuffen schüttet sich ein Füllhorn aus; neben denselben liegen drei Figuren in anbetender Stellung auf den Knien. Auf der rechten Seite fliegt Merkur auf den Thron zu, mit Beutel und Heroldsstab; auf der linken hebt sich der Pegasus vom Helikon in die Lüfte.

Ob zu dieser Zeit wieder Musik in den reformirten Kirchen gemacht wurde, weiß ich nicht. Es war beim schwarzen Kloster, wie gewöhnlich, auch ein Frater, welcher unter dem Namen Cantor, den Gesang bei der Musik leitete. Da aber das Kloster 1527 in eine Schule verändert

wurde, führt Renner *) in seiner plattdeutschen Chronik die Hauptmaterien des neuen Schulunterrichts an. Er gedenkt aber keiner Musik. Ob vor dieser glücklichen Verwandlung etwas auf musikalische Ausbildung gesehen worden sey, läßt sich bei der anderweitigen viehischen Dummheit der Mönche nicht erwarten. Ja, Professor Meier, **) der im vorigen Jahrhundert die Geschichte jener Schulanstalt in zwei Reden erzählte, führt sogar namentlich die Musik an, welche durch die Liederlichkeit, Faulheit und vernachlässigte Lehranstalt, in Vergessenheit gerathen sey. So daß die bremischen Mönche dadurch sogar zum verspottenden Sprichwort geworden, da sie

---

*) Renner im 2ten Bande seiner Chronik S. 32.

**) Gerhardi Meieri Oratio I. de Scholae Brem. progressu p. 16. licentia Canonicorum Bremensium ignaviam, ignavia scholarum neglectum, neglectus peperit inscitiam musicae, grammaticae et theologiae, quas populariter et rudi Minerva tractare solebant, obliti etc.

einmal in schlaftrunkener Sinnlosigkeit Ostern vier Wochen früher gefeiert hätten, als die übrige Christenheit:

Bremenses asini cantarunt resurrexi
Cum populus domini cantavit oculi mei.

Es ist bekannt, daß sich die letzten Worte resurrexi und oculi mei auf den Anfang des Psalters beziehen, der den Inhalt des sonntäglichen Evangeliums enthielt, und von welchem die Sonntage vor Ostern noch im Kalender benannt werden.

Wahrscheinlich hatten die Kantores, deren Namen aufzubehalten man nicht einmal der Mühe werth hielt, da alle andere Lehrer mit Vor- und Zunamen genannt werden, sie nur als der Kantor Peter, der Kantor Johann, angeführt werden, *) wahrscheinlich sage ich, hatten sie nur den Choral in der Kirche vorzusingen. Und dies ist um desto glaublicher, da die bigottere, damals herrschende Meinung der

*) L. c. p. 18.

Reformirten, fast allgemein die Kirchenmusik verwarf. Auch bestätigen diese Vermuthung die engen Chöre der im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert gebauten Orgeln in den reformirten Kirchen, welche weder Platz für Vokalisten noch Instrumentisten verstatten. — Auch bei Errichtung des Gymnasiums 1584, wird weder eines Kantors, noch einer Musik gedacht.

Doch muß sich im Jahr 1600, der Schulkollege und Kantor G. Flockenius vor allen sehr ausgezeichnet haben. Meier nennt ihn einen Virtuosen in der Musik für die damalige Zeit. *) Er mag also wohl ein guter Generalbassist, vielleicht auch Komponist gewesen seyn. Genug, er muß, um jenes Ehrentitels würdig geachtet zu werden, mehr als gewöhnlicher Choralsänger gewesen seyn. Er wurde hernach Prediger an der Remberti Kirche.

---

*) Flockenius, musices pro illa aetate, callentissimus. Meieri Orat. II. p. 178.

Sein eben so merkwürdiger Nachfolger Christoph Knipingius, ist nicht so sehr der Musik, als seiner ausgezeichneten pädagogischen Geschicklichkeit wegen, berühmt. *) Die Kinder seiner Mitbürger gut erziehen, und sie mit Lust und Beifall in nützlichen Kenntnissen unterrichten, ist gewiß ein wichtigeres Talent, als die viel mühsamere Unterweisung der Jugend in der Musik. Und die Vereinigung beider Talente kann eben so selten in einer Person angetroffen werden, daß es kein Wunder ist, daß neben einer mittelmäßigen Kenntniß von Wissenschaften und Sprachen, in der musikalischen Kunst so selten einer über das Mittelmäßige komme. Ist er ein guter Musiker, so ist er wahrscheinlich ein schlechter Lehrer; und ist er ein guter Lehrer, so fehlt es ihm an Zeit und Muße, um ein guter Musiker zu werden, oder zu bleiben. Welch eine klägliche Figur spielt ein alter Kantor!

---

*) Ob singularem pueros informandi et educandi peritiam per urbem notus. L. c.

Seine Besoldung ist klein, und seine Einnahme schrumpft mit seinen Jahren zusammen. Wer mag Lust zu einem Kantoramte haben, wo die meisten Stunden der Woche dem Schulamte geopfert werden müssen, wobei der musikalische Kunstsinn erstumpft, und wobei der arbeitsame, am Ende der Woche erschlaffte, Mann froh ist, wenn er nur die erste Musik, welche ihm in die Hand fällt, den morgenden Sonntag aufführt! Kann dabei die Kunst, die Kirchenmusik vervollkommnet werden? Kann ein nothdürftiges kaltes Geleier zum Frommen der Gemeine dienen? Er muß die freie Zeit auf Musiksetzen, Schreiben, Probiren, Aufführen, verwenden, und wohl gar, wie es noch leider! in den meisten Städten üblich ist, seine letzte Lebenskraft mit Vorschreien des Kirchengesanges verschwenden. Eine bessere Einrichtung, wenn die Direktion der Musik nicht mit dem Schulamte verbunden ist, wäre allenthalben zu wünschen. Vielleicht gebührt Bremen und Hamburg die Ehre, auch hierin zuerst eine zweckmäßigere Einrichtung ge-

troffen zu haben. Doch davon an seiner Stelle.

Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeichnet sich wieder der reformirte Kantor Johann Hieronymus Grav aus. Von diesem Manne habe ich in des Herrn Doktor von Post Bibliothek eine Partitur einer Hochzeitskantate gefunden. Diese giebt uns einen Begriff der damaligen Komposition, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Das Stück ist auf die Hochzeit des Doktor und Professor Albrecht Meier gemacht, und von Grav, der sich Dir. Mus. schreibt, selbst aufgeführt, und bei dem Gymnasienbuchdrucker Brauer, auf einen Foliobogen 1689 gedruckt. Der historische Musikfreund macht dabei einige Bemerkungen:

1. Zeigt die Arie, daß man damals die Stimmen der Partitur nicht genau über einander gesetzt. Denn die zwei Hoboen und Fagott, womit der Gesang, außer dem Generalbaß, begleitet ist, stehen nur ohngefähr unter einander.

2. Die erste und zweite Stimme gehen, so bald sie zusammen eintreten, nur Terzenweis mit einander fort; ausgenommen, daß die zweite Stimme die zwei letzten Schlußnoten die Quinte und Terz annimt.

3. Das Stück schließt jedesmal bei einem Abschnitte im Haupton C dur; ausserdem in gar keinen andern. Es weicht im zweiten Theile durch Hülfe der harten Sekunde in die Quint aus. Ohne darin auszuruhen, geht es gleich durch die kleine Septime in den Hauptton zurück, und macht einen etwas harten Ausfall durch die Septime b in den Quarten Akkord, und kömmt durch einen natürlichen Fall a f d wieder in die Dominante, und schließt mit einer gefälligen Schlußmelodie.

4. Das Stück wechselt nur in halben Noten, Vierteln und Achteln, und ist nach der Vorschrift im $\frac{2}{2}$ Takt zu spielen. Die begleitenden Stimmen haben aber keine Taktstriche durch alle fünf Linien, sondern

nur ein kleines deutsches Komma hinter dem Notenkopf. Die Singstimme und der Bassus continuus, welche genau unter einander stehen, haben alle zwei Takte einen vollen Strich, und in der Mitte wieder ein Komma, als hätte man einen Unterschied zwischen einer großen und kleinen Kadenz machen wollen. Vermuthlich hat dieser natürliche stärkere und schwächere Fall, der dem feinern Gefühl sehr merklich ist, in der Folge den $\frac{6}{8}$ Takt veranlaßt.

5. Nach dem einleitenden Ritornel der Hoboen oder Klarinetten, (die nicht lange vorher von Denner in Nürnberg erfunden waren) tritt die Singstimme allein mit Begleitung des Generalbasses ein. So lange der Gesang des ersten Theils dauert, schweigt das übrige Akkompagnement, und fährt dann mit Wiederholung des ersten Schlusses fort. Darauf setzt die Melodie, ohne Instrumentalbegleitung, ihren Gang bis zum Ende fort; und die sämmtlichen Stimmen machen noch einen ähnlichen Schlußgang.

6. Hier lernt man, was eigentlich Bassus continuus bedeutet habe, womit die alten Generalbässe überschrieben waren. Er hat hier, so wie in den vorhin genannten Stücken des Organisten Knoep, den Namen mit der That; denn er fängt mit der ersten Stimme an, und bleibt, bei allem Wechsel der andern, bis ans Ende. Eine solche kontinuirende Stimme war nothwendig. So lange man keine bestimmte Takteinschnitte hatte, mußte eine Stimme in gleicher Bewegung immer fortgehen, damit sich die andern wieder an etwas Festes anschließen konnten. Dies war vor der Erfindung der Taktstriche, also noch 1652, um so nothwendiger. Ueber Einen Takt durfte keine Stimme lange schweigen, weil kein allgemeinmerkliches Moment statt hatte, wonach man, wie jetzt, zählen konnte. Welche Einförmigkeit mußte da aus der steten Dauer aller Stimmen entstehen! Welche Verwirrung, wenn einer um Eine Note fehlte! Zumal noch kein regelmäßiger musikalischer Rhythmus von gleichen Abschnitten, von

4, 8, 16 ꝛc. Takten, deren Schlüsse sich dem Gefühl aufdringen; und unsere neueren Firmaten, (Frag= oder Ausrufungs= zeichen) noch unbekannt waren, wo sich die verirrten Mitspieler glücklicherweise, wie in einer allgemeinen Herberge, wieder finden können. Diese Unsicherheit des Takts machte es also auch dem Komponisten zur Pflicht, nur kurze Stücke zu setzen, wo also ein solcher großer Charakter, oder eine eigentliche musikalische Malerei, dergleichen in unsern heutigen Musikalien ausgeführt werden, gar nicht möglich war.

Wenn man daher das Ende des vorigen Jahrhunderts zum Standpunkte nimt, von welchem aus man einen Rückblick in die Vergangenheit thut; so finden wir

1. Daß es vor 1000 Jahren nur sehr einfache Melodien gab, deren Töne durchs Alphabet bezeichnet wurden;

2. Daß man seit 800 Jahren durch Guido die fünf Linien, mit sechs Punkten erhielt. (Also noch keine Oktave.) Diese

deuteten das Steigen und Fallen der Töne symbolisch an, waren aber alle von gleicher Länge und Bewegung, wie noch unser heutiger Choral.

3. Seit Jean de Meurs, also seit 500 Jahren, wurde erst diese Verschiedenheit der Bewegung möglich. Daher wurde auch bald hernach die Verschiedenheit der geraden und ungraden Taktarten bemerkt; die wir im 16ten Säkulum treffen. Endlich finden wir

4. Daß erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Taktstrich zur genaueren Ordnung der Zeitmaaße und der Harmonie gefunden worden ist, wodurch mannigfaltigere Melodien, vollere Harmonien mehrerer Instrumente, (vorher höchstens vier) mehr Wechsel und Ausführung möglich wurde.

Also ist der eigentliche Rhythmus, die vielerlei Taktarten, die mannigfaltigen Bewegungen, die kleinen Noten und Pausen, die bestimmten Zeitmaaße, die vollen Akkorde, die feinen Modulationen, die dreisten

Uebergänge in mehrere verwandte Tonarten, die erstaunend schnellen Sätze der Kolleraturen, der Reichthum und die Fülle mehrerer Instrumente; die Fülle und verlohrne Schwäche der einzelnen, und die allmächtige Kraft und Dunkelheit aller; die rednerische Darstellung einer Leidenschaft in ausgeführten Sätzen, welche zu einem Tongemälde sich erheben, und die einschneidendere, Deklamation bekräftigende Vereinigung zweckdienlicher, mannigfaltiger Instrumente — alles Erfindungen unsers nun zum Schluß eilenden achtzehnten Jahrhunderts.

Die Orgel war das einzige Instrument, auf dem einige dieser Wirkungen der Töne und der Harmonie hervorgebracht werden konnten. Ihre Kraft war um desto wunderbarer, da von einem einzigen Menschen die Mannigfaltigkeit der Instrumente, diese volle zusammenströmende Harmonie, diese betäubende, alle Menschenstimmen, alle musikalischen Werkzeuge überschreiende Macht, bewirkt werden konnte. Für rohere Ohren war nichts herrlicheres

denkbar. Die Vervollkommnung der Orgeln war der Hauptgegenstand musikalischen Nachsinnens. Früh wurden sie schon in den Kirchen eingeführt. Die uralten Orgeln, dergleichen man noch als Raritäten hier und da aufbewahret, hatten kein Pedal für den Baß; das Manual hatte so breite Tasten, daß man mit den Fäusten den Klavis in Bewegung setzen mußte, da die ganze Mechanik so plump eingerichtet war, daß die Ventile zu den Windladen mit solchen schwerfälligen Hebeln bewegt werden mußten. Daher schlug man die Orgeln, wie jetzt noch die Glokkenspiele. Die Melodien waren einfache Fortschreitungen diatonischer Tonfolgen. Höchstens wurde mit der linken Hand ein Grundton zur Melodie gesetzt. Dieses einfache Melodiespiel war bei der Einlehrung neuer Gesänge um so nöthiger, je roher die Gemeine war. Es fällt deswegen jetzt so schwer, einer ganzen Gemeine eine neue Melodie zu lehren, weil der Organist gewohnt ist, gleich Harmonie und Baß damit zu verbinden; dadurch wird die

obere Stimme bedeckt, und der Hörer verwirrt. Es ist dann eben so, als wenn ein ganzes Regiment Soldaten auf einmal ein neues Manöver lernen soll.

So wie sich der Orgelbau verfeinerte, setzte man mehrere Semitonien dazwischen, rückte die Tasten einander näher, setzte einige Oktaven zusammen, bis im vorigen Jahrhundert die Orgeln bei dem gebrochenen Klavier im Baß, stehen blieben. Wann sich in Bremen die Orgeln eingefunden, wie sie nach und nach verbessert worden sind, und wer die meisten gebauet hat, habe ich nirgends auffinden können. Das Zuverlässigste weiß ich von der jetzigen Domsorgel aus einem Gedichte *) in Manuskript, von dem damaligen gelehrten und berühmten Subkantor Baer, und aus einer gedruckten Abhandlung über den Orgelbau.

---

*) Glücklicher Zuruf, als die durch den Kunstberühmten Meister Schnitger erbauete neue Orgel in der Domkirche 1698 geliefert ward, abgestatter von N. Baer.

Bei der Wiedereröffnung der Kirche fand man eine uralte, unvollständige, verdorbene Orgel. Es war ein solches entsetzliches Katzengeheul, wie Baer sagt, daß man oft darüber berathschlagte, wie eine neue Orgel zu bauen sey. Aber es fehlte Geld und ein geschickter Künstler. Der letzte erschien. Weit und breit erscholl der Ruf von Arp. Schnitger. Er hatte in Spanien, England, Holland, in Gröningen, Moskau, und zuletzt in Hamburg, Orgeln gebauet. In der letzten Stadt sind die beiden großen Werke in der Nikolai und Jakobi Kirche von ihm, und dies machte den Ehrgeiz der bremischen Lutheraner rege. Damals muß überhaupt ein ausserordentlicher Geist der Wohlthätigkeit in Bremen geherrscht haben, denn man baute 1692 das Krankenhaus, und 1695 das große Armenhaus aus freiwilligen Beiträgen. So war man auch geneigt, für eine Orgel im Dom und St. Stephani hinlängliches Geld zu sammeln, wie viel aber die Gemeine dazu beigetragen, weiß ich nicht.

Genug, Meister Schnitger fing die Domsorgel 1694 an, und endigte sie in vier Jahren. Sie hat 3 Manuairn, kein Stück positiv, 5000 Pfeifen in 50 Registern, worunter sich ein 32 füßiger Posaunenbaß, eine schöne Rohrflöte, ein treffliches hoboenartiges Gemshorn und ein prächtig ansprechendes Principal von 16 Fuß befinden. Die Vox humana ist nichts werth. Die übrigen Stimmen gewöhnliche. Etwas Feines ist nicht da, aber das Werk hat eine donnernde Fülle und Kraft, die dem großen Hohlraum des majestätischen Gotheutempels entspricht, und durchschneidenden Discant. Der Abt Vogler hielt sie für eine der besten Orgeln. Schade nur, daß sie so tief fällt, und so schwer zu spielen ist.

Müller.

Die Fortsetzung folgt.

V.

Aus welcher Klasse, — vom Adel, oder aus der Kaufmannschaft? — waren diejenigen Bremer und Lübecker Bürger, welche im Jahre 1190 die Stiftung des teutschen Ordens veranlaßten?

Ein Beitrag zur Geschichte der Hansestädte, vom Hof- und Regierungsrathe Bachem, Syndikus des teutschen Ordens in der Ballei Altenbiesen.

Am Ende des eilften, und im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte (1095 – 1270) waren Kreuzzüge Sitte, so wie Staatsumwandlungen am Ende des achtzehnten. Kreuzzüge, anfänglich durch Grausamkeiten der türki-

schen Herrscher im heiligen Lande gegen die dorthin zum Grabe ihres Glaubensstifters wallenden Christen, *) dann durch irrige Begriffe von Andacht, und nachher zugleich durch die neue Richtung, welche sie selbst dem morgenländischen Handel gegeben hatten, veranlaßt; durch die Politik und die Stimmung des Zeitalters befördert, **) von ihrer guten und bösen Seite ***) dem Geschichtskenner hinlänglich bekannt.

---

*) Siehe S. 179-180, 1r Bd. der Gesch. des Herzogth. Oldenburg, vom Herrn Reg. Rath v. Halem. (Bremen und Oldenb. 1794. 8.)

**) Chron. Ursperg. p. 174. 186. 214. et 215. — Conring. Epist. de var. doctr. (Helmst. 1666. 4.) Ep. LIII. p. 329. et 330. — Schmidts Gesch. der Deutschen. 2r Th. S. 316. f.

***) S. die N. A. D. Bibl. 2r B. S. 430. — C. W. Rhoer I. V. D. „Oratio inaugur., qua ostendit, multum ad ingenii „culturam per Europam profuisse Expe- „ditiones illas, quae Cruciatae vulgo „adpellantur.“ Harderovici, 1778. 4. — Pfeffinger ad Vitriar. T. 1. p. 1411. und die das. Angef. Schriftsteller. — Die deutsche Encyklop. 6r Bd. S. 492. — J. C. Maier Versuch einer Gesch.

Der dritte dieser Kreuzzüge, (1189) unter Kaiser Friedrich I. (Barbarossa genannt) in Begleitung seines zweiten Sohnes, Friedrichs von Schwaben, und mehrerer teutschen Fürsten, sodann unter den Königen: Philipp August von Frankreich, und Richard von England, gab Gelegenheit zur feierlichen Stiftung des teutschen Ordens, wovon man schon in den zwanziger Jahren des zwölften Jahrhunderts (1128 oder 1129) die ersten Spuren findet.

---

der Kreuzzüge und ihrer Folgen. Berl. 1780. 2 Th. 8. — Gesch. der Kreuzz. nach dem heiligen Lande, (vom Mag. Heller in Stuttgard) Frankenthal. 1784. 3 Bd. 8. wo man zugleich, statt der Vorrede, „Notizen über „die Schriftsteller der Kreuzzüge," findet, auch Vertot Hist. des Chevaliers hospitaliers, Préface du T. I. — „Allgem. Bemerkungen über die „Theilnahme der nordischen Völker „an den Kreuzz. und deren Wir„kungen auf die Kultur des Nor„dens 1796," in Dr. Münter's vermischten Beitr. zur Kirchengesch. Kopenh. 1798. 8.

Bei der langwierigen Belagerung von Ackers befand sich, nach dem unvermutheten Tode seines Vaters, auch Friedrich von Schwaben, mit dem kleinen Reste seiner teutschen Kreuzbrüder. Viele derselben, theils krank, theils verwundet, waren ohne die geringste Unterstützung, und in der traurigsten Lage. Dies bewog einige Bürger von Bremen und Lübeck, (acht, *) sagt die noch

---

*) Fünf derselben waren von Bremen, und drei von Lübeck. Hennenberger Erkl. der Preussischen größern Landtafel. S. 360. Da die Bremer Chronik bei dieser Gelegenheit sagt: „De Ordens „Plecht tom Ersten vor de van „Bremen vnd Lübeck tho bidden." So wird es meinen Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, dies schon einigemal in Bremen von mir begehrte Gebet hier zu lesen. Renner hatte es vermuthlich in Liefland gesehen, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten, („Ich Joh. Renner Bremensis in Liflandt befunden," heißt es Bl. 54 des Exemplars, welches ich eben vor mir habe) und mit der damaligen teutsch Ordens-Verfassung einige Bekanntschaft gemacht hatte. Dasselbe befindet sich in den Ordensregeln vom J. 1442, und lautet, wie folgt: „Betet „auch vor Alle, die uns erbe, oder gut tzu „Almose gegeben haben, sie sint lebende,

ungedruckte Bremer Chronik) sich ihrer anzunehmen. Sie nahmen ein großes Segel von einem ihrer größern Schiffe, Kogghe *) genannt, machten aus demselben ein Zelt, und pflegten darin, wie in einem Spitale, die unglücklichen kranken Teutschen. Diese Anstalt fand Beifall, ward mehr und mehr vergrößert, und vor-

---

„oder tod, das sie Gott nymmer lasse von „yme gescheiden werden. Bey namen so „gedencket Hertzoge Friederichs von „Swoben und Konig Heinrichs sei„nes Brüders, der seint Keyser wart, und „der ehrlicher bürger von Lübeck „und von Bremen, die Stifter wo„ren unsers Ordens." etc. (Bl. 81 meines Exempl.)

Duellius, welcher in seiner Hist. Ord. Equit. Teuton. P. I. p. 16 und P. III. p. 40 ebenfalls dies Gebet anführt, sagt: daß er dasselbe aus einer, wenigstens im 14ten Jahrh. geschriebenen, Urkunde genommen habe.

*) Nach der Ordens-Chronik in Mspt. Bl. 10. — Renner nennt das Schiff eine Krake. (beim J. 1190.) Siehe auch das Glossarium von Du Cange. S. 401 des 1ten Th. der Baseler Aufl. in Fol. — Das Schiff gehörte einem Bürger aus Lübeck. Renner a. a. O. — Hennenberger a. a. O.

züglich unterstützt von einigen Brüdern des teutschen Spitals unserer lieben Frauen zu Jerusalem, welche Saladin (Sultan von Egypten) aus dieser Stadt weggeschickt hatte.

Besonders gefiel sie dem Heerführer der Teutschen, Friedrich von Schwaben, so, daß er, unter Beistimmung sämmtlicher anwesenden Fürsten und Prälaten, *) den Entschluß faßte, daraus einen Ritterorden zu stiften, und bei der Einrichtung desselben, die bereits vorhandenen, ebenfalls durch die Kreuzzüge veranlaßten zwei Ritterorden, zum Muster zu nehmen. Was die Pflege der Kranken betraf, entlehnte man aus der Regel des Spitalordens des heiligen Johannes zu Jerusalem; was auf die Kriegszucht Bezug hatte, ward aus jener des Tem-

*) Unter diesen befand sich ebenfalls der Erzbischof von Bremen. Ordens-Chronik in Mscpt. S. 11. — Vergl. die Hist. de l'O. T. T. I. p. 29 und die Bremer Chronik beim J. 1198.

pelordens genommen; *) und diesem nach der neue Orden feierlich errichtet, (1190) auch ihm das zu Jerusalem bereits vor mehreren Jahren (1128 oder 1129) erbauete **) teutsche Spital zum

---

*) Mit dieser Arbeit beschäftigte sich, nebst mehrern andern, auch der Erzbischof von Bremen. Ordens-Chronik. S. 10.

**) Ebenfalls von einem Teutschen, dessen Namen uns die Geschichte, leider! nicht aufbewahrt hat. Jac. de Vitriaco († 1244) nennt ihn bloß „Honestum et religio„sum Virum, qui in Civitate (Hie„rosolymorum) cum Vxore sua moraba„tur." Cap. 66. Hist. Hierosolymit. in Gesta Dei per Francos. Hanov. 1611. p. 1085.

Ganz anders erzählt dies Renner in seiner Bremer Chronik. Er sagt beim J. 1190: „Alse nu Boldewinus de Koning „van Jerusalem van dussen gotfurchti„gen Mennern (den teutsch Ordens-Rittern) „horede, dat se ein schon Hos„pitael tho Akon vor de Armen Krancken „gebuwet hadden, vnd der Krancken mit „grotem flite wareden, do vorschreff he den „Spitalmeister Hinrich Walboden na „Jerusalem, vnd gaf dar den Armen „Krancken ock eine Karcken in, mit einem „groten Platze, vnd letzt ein schoen Hos„pitael darhenne buwen, begauende idt „ricklick, vnd" etc.

Allein eben dieser von Renner angeführte Umstand muß uns überzeugen, wie richtig

Mayer (Assert. Libert. Reip. Brem. S. 298) und Cassel (Bremensia 1r Th. S. 5, 6, 34 und 36. 2r Th. S. 111, 121 und 123) dessen Fehler gerügt haben, und wie wenig, ohne Anwendung der strengsten Kritik, von dessen Chronik Gebrauch gemacht werden kann. Er vermischt in obiger Stelle Begebenheiten, die gar nicht gleichzeitig sind. Es sey mir daher erlaubt, dessen auffallende Anachronismen hier kürzlich zu bemerken, besonders, wo ein neuerer beliebter Schriftsteller hierin der Rennerschen Chronik fast wörtlich gefolgt ist. *A.* Das teutsche Spital zu Jerusalem bestand schon lange vor Walpots Zeiten, nämlich seit dem J. 1128 oder 1129; und verdankte *B.* sein Dasein nicht einem Könige von Jerusalem, sondern, wie bereits oben gezeigt worden, einem reichen teutschen Privatmanne. *C.* Der Hochmeister Heinr. Walpot war weder gleichzeitig mit einem Balduin, König von Jerusalem, noch mit der Epoche, wo diese Stadt im Besitze der Christen war. Diese besaßen sie nicht vom J. 1187 bis 1229. (l'art, de vérifier les dates. Par. 1770. fol. p. 403 et 388.) und Balduin, König von Jerusalem, der letzte dieses Namens, starb kinderlos zu Ackers im J. 1186. (l'art, de vérifier les dates. p. 382.) Walpot aber war teutsch-Ordens-Meister vom J. 1190 bis 1200; und lebte sogar *D.* zu einer Zeit, wo den Hochmeistern der Militair-Orden vom Sultan Saladin verboten war, nach Jerusalem zu kommen. Hist. de l'O. T. T. 1. p. 60 wo auch das Verhältniß angezeigt ist, in welchem, zu Walpots Zeiten, der teutsche Orden zum Spitale zu Jerusalem sich befand. S. ferner dieselbe S. 9. f.

Stiftungstitel gegeben; *) woher er dann teutscher Ritterorden des Spitals **) der heiligen Jungfrau zu Jerusalem genannt ward, und noch jetzt, wo er seinen Hauptsitz zu Mergentheim in Franken, auch im fürstlichen Kollegium auf dem teutschen Reichstage, so, wie in mehrern Kreisen Sitz und Stimme hat, ***) unter dieser Benennung bekannt ist.

---

*) Siehe die gleich anzuführende Histoire de l'Ordre Teutonique. T. I. p. 4 – 33.

**) Zerstört im J. 1218 von Coradin, Sultan von Syrien. das. S. 119.

***) Mit Rechte wird derselbe jetzt als ein teutsches National-Institut betrachtet, dessen Bestimmung ist, angehende Officiere, denen zwar Vermögen, aber nicht Talente und Muth mangelt, ohne Unterschied der Religion zu unterstützen, und im Civil- oder Militairdienste ergraute Männer zu belohnen. Siehe diese Bemerkung in der kleinen Schrift eines ungenannten Verfassers, welche im Handbuch des Kongresses zu Rastadt (1te Forts. S. 29. Nr. X.) angezeigt ist.

Dies sind Thatsachen, worüber uns Urkunden längst verflossener Jahrhunderte hinreichenden Aufschluß geben, und welche von ältern und neuern Geschichtschreibern*) völlig übereinstimmend erzählt werden.

---

*) S. unter andern *a.* die sogenannte Ordens- oder Hochmeisterschronik, welche von einem, mit der Entstehung des teutschen Ordens gleichzeitigen Manne herrührt. Sie befindet sich in Anth. Matthaei Analect. vet. aevi, T. X. der Leidener Aufl. vom J. 1710. in 8. und T. V. der 2ten Aufl. (Hagae Comitum. 1738. 4.) *b.* Das klassische Werk für die Geschichte dieses Ordens, die Hist. de l'Ordre Teutonique. Par un Chevalier de l'Ordre. T. 1-8. Paris et Rheims. 1784-90. 8. Der Verfasser derselben ist, wie man auch aus La France litéraire par I. S. Ersch. Hambourg. 1797-98. 3 T. 8.) und aus dem A. L. Repert. 1785-90. S. R. III. N. 2454, sehen kann, der Frhr Wilh. Eugen. Jos. von Wal, (nicht Ant. Duval, wie ihn der Hr Prof. Döderlein, auch nicht Wallau, wie ihn der Hr Prof. Klüber nennt) Kthur zu Rammerstorf (bei Bonn) in der t. O. Ballei Altenbiesen. Vermuthlich haben die auf dem Titel angegebenen Drucköiter, (eigentlich ist Plomteux in Lüttich Verleger dieses Werks) und der Umstand, daß es in französischer Sprache geschrieben ist, den Hrn Doktor Ersch bewogen, dessen Verfasser in sein

„gelehrtes Frankreich“ aufzunehmen, wohin er bloß, des letztern Umstandes wegen, und vorzüglicher in „Meusels gelehrtes Deutschland“ gehört, indem derselbe in der Herrschaft Anthinne (damals Lüttich'schen, nachher Stablo'schen Landesgebiete) den 29ten Jan. 1736 gebohren, und beim T. O. worin bekanntlich nur Teutsche aufgenommen werden dürfen, (Peff. ad Vitriar. T. 2. p. 920 sq. und Ordensstatuten vom J. 1606, in Lünig R. Archiv, P. 1. Cont. 1. T. XVI. p. 74. im 2n Kap.) den 27ten Jun. 1774, aufgeschworen worden. — S. auch S. XIV. der Vorrede zum 1n Th. der Hist. de l'Ordre Teut. Von dieser Geschichte soll, wie der Hr Prof. Klüber S. 228 seiner neuen Liter. des teutschen Staatsrechts sagt, seit dem J. 1785 zu Frankf. und Leipz. eine teutsche Uebersetzung herauskommen. Mir ist dieselbe aber gar nicht, und nur dies bekannt, daß der T. O. im J. 1791 unter andern beschlossen hat, „auf „seine Kosten eine neue Auflage derselben mit „aller anständigen typographischen Pracht in „teutscher Sprache zu veranstalten.“ Den Liebhabern der Literatur wird hoffentlich gegenwärtige Anmerkung um so weniger unangenehm seyn, als das Werk, wovon hier die Rede ist, in Teutschland nicht sehr bekannt geworden zu seyn scheint, und sogar von zweien unserer besten Zeitschriften, nämlich der N. A. D. B. und der Jenaer A. L. Z. nicht angezeigt worden. Jedoch findet man sehr vortheilhafte Recensionen desselben in J. C. Döderlein's theologischer Biblioth. Leipz. 1784 bis 1787. 8. 3r und 4r Bd. sodann, im Journ. des Savans. 1785. VI. 1073 - 1786. XI. 2139.

Weniger ausgemacht ist unter ihnen die Frage: Von welcher Klasse, ob vom Adel, oder aus der Kaufmannschaft? diejenigen Bremer und Lübecker waren, welche die Stiftung dieses Ordens veranlaßten?

Vertot (Histoire de Cheval. de St. Jean. Paris. 1727. 8. T. 1. p. 310.) nennt sie, jedoch ohne einen Gewährsmann anzuführen: „Gentilshom-„mes Allemands des Villes de Brême, „et de Lubec;“ und setzt hinzu: „Qua-„rante Seigneurs de la même nation „se joignîrent à eux, et fîrent com-„me une espèce d'hôpital au milieu du „camp.“ etc.

Der gelehrte Herr Verfasser der oben angeführten Histoire de l'Ordre Teutonique, sagt T. 1. p. 58. „C'est „gratuitement, que beaucoup d'historiens „donnent la qualité de marchands à ces „habitans de Brême et de Lübeck. „Les marchands sont ceux de tous les

„hommes, qui se transporteroient le plus „difficilement dans une autre partie du „monde, pour aller assister au Siège „d'une ville. Le nom de Bourgeois „est employé aujourd'hui, à désigner la „classe, qui tient le milieu entre la „noblesse, et la populace: au lieu, „qu'autre fois, on nommoit Citoyens, „et Bourgeois tous les habitans des „Villes.“ etc. *)

Hingegen sagt Fischer (Geschichte des teutschen Handels. Hannover

---

*) Der nämliche Hr Verf. läßt übrigens jenen Bürgern von Bremen und Lübeck alle Gerechtigkeit wiederfahren. „Dès-que le tems „de leur pélérinage fût accompli, heißt es S. 57 „ils songèrent à s'embarquer, pour „rétourner dans leur patrie, sans attendre „la fin du Siège“ (d'Acre); „mais avant „leur départ ils donnèrent aux Chevaliers „Teutoniques, non seulement l'hôpital, qu'ils „avoient commencé, mais encore tous les „meubles, et toutes les aumônes, qu'ils „avoient amassées, qui étoient fort consi-„dérables. Ce furent le Duc de Suabe, „et les autres Princes Allemands, qui les „determinèrent, à mettre le comble par „cette generosité, à l'estime générale, qu'ils „s'étoient acquise.“ S. auch S. 27 ꝛc.

1785-92. IV. Th. in 8.) Seite 397 des 1ten Theils. Es sey kein Zweifel, daß unter den vielen fremden Kaufleuten, die sich, zur Zeit der Belagerung Acon's, in dieser Handelsstadt sowohl, als zu Damiette aufhielten, Bremer und Lübecker gewesen seyen, welche beständig eine Anzahl Schiffe in den dortigen Seehäven liegen gehabt, um auf dem Oceane levantische Güter nach der Ostsee zu bringen. Vergl. Seite 187 des Journals für Fabriken, Manufakturen, Handlungen und Mode. Leipzig. 8. 1795. Merz.

Er zeigt ferner in verschiedenen Stellen seines, (für die teutsche Handels- sowohl, als für die teutsche Ordensgeschichte) brauchbare Materialien enthaltenden Werks, (z. B. 1r Th. S. 207-396, 398, 412-424, und 2r Th. S. 134-136) welche entfernte Gegenden von den Bremer, Hamburger und Lübecker Kaufleuten, von jenen der rheinischen und niederländischen Städte, ihrer Handelsge-

schäfte wegen, von jeher bereiset wurden; er belehrt uns (S. 393 des 1ten Theils) nach Anderson *) und Desguignes, **) daß die Wallfahrten nach Palästina, nicht allein der Andacht, sondern bald zugleich, und bald bloß des Handels wegen, ***) mithin gewiß auch von Kaufleuten geschahen; daß die Kreuzprediger jener Zeiten behaupteten, (so wie nachher das fränkische Direktorium ****) durch die Eroberung Aegyp-

*) „Gesch. des Handels von den ältesten bis auf jetzige Zeiten.“ Aus dem Engl. Riga. 1773 VII. Th. in 8. (S. 494-97 des 1ten Th.)

**) „Mémoire, dans lequel on examine, quel fût l'état du commerce „des franç. dans le lévant.“ p. 486, 87 des 3ten Th. des mémoires de lit.

***) Renners Br. Chr. sagt hievon sehr naiv beim J. 1096. „Vele toegen up eren „Unkosten mede, so dat Cruze annahmen, „den Himmel damit tho vorweruende; dar „weren ock vele, de nicht umb Christi, sondern genetes willen vthtoegen.“

****) Nach dem, von Eschasseriaux dem Aeltern, im Namen einer Kommission dem

tens könne man zum unmittelbaren Besitze des indischen Handels gelangen, *) und die Eroberung Jerusalems samt den umliegenden Ländern, werde zur Ueberführung der levantischen Waaren nach Europa, sehr vortheilhaft seyn. Er beschreibt sogar nach Anderson (Seite 303 des 2ten Theils) aus dem Marino Sanuti **) den Handelsweg dieser Waaren aus Malabar, und Camboja nach Suez, und von hier auf dem Nile nach Kairo und Alexandrien, ***) so, daß

Rathe der Fünfhundert, den 12ten Apr. 1798, erstatteten, sehr wichtigen, vom Auslande, wie es scheint, nicht genug geachteten Berichte. Er befindet sich in Posselts Annalen. 1798. 12s St. S. 209. f.

*) S. v. Zach allgem. geogr. Ephem. 1798. Aug. und Sept. N. 1.

**) Einem Venetianer, welcher, nach Vertot, am Ende des 13ten Jahrh. lebte. Seine Schrift steht in Bongars Gesta Dei per francos etc. Hanoviae. 1612. fol. S. auch Matthaei innot. ad Chronicon Ord. Teuton. T. V. p. 672. Analector. Vet. Aevi.

***) Man vergl. hiemit den eben angeführten Bericht des Deputirten Eschasseriaux, die

es äußerst wahrscheinlich wird, daß bei der Belagerung Acon's, sich auch Kaufleute befanden. Nimt man zugleich auf den Geist der damaligen Zeiten, in welchen religiöse Beweggründe alle Menschenklassen *) zu den Kreuzzügen anfeuerten, einige Rücksicht, so scheint die Sache noch wenigerm Zweifel unterworfen zu seyn.

Allein eben so gewiß ist es, daß, nebst den Kaufleuten, auch Adeliche aus Bremen und Lübeck bei jener Belagerung,

---

darauf erfolgte Abreise Buonaparte's von Toulon nach Malta und Aegypten, die dortigen Vorgänge, die jetzt bekannt gewordenen Unterhandlungen und Verträge der franz. Regierung mit Tippo-Saib; man erinnere sich an den ehemaligen Handel Venedigs; und man wird obige Bemerk. über die Absichten der Kreuzz. vollends bestätigt finden.

*) „De buren lepen van den ploge oppe dem „Velde, de heerden van den fee, de Mon-„cke van den nünnen ut den Clöstern, de „Wive met den Wegen, de Knechte und „megede van örem dienste." Braunschw. Chronik in Leibnit. Script. Brunsu. T. 3. p. 227. S. auch Willermus, Tyr. Archiep. L. 1. hist. C. 16. Mabillon Mus. Hal. T. 2. P. 2. p. 13.

folglich unter denjenigen sich befanden, welche die Stiftung des teutschen Ordens veranlaßten.

1. Ist aus der Geschichte bekannt, daß der Adel überhaupt einen vorzüglichen Antheil an den Kreuzzügen gehabt hat, und daher diesen der allgemeine Ritterorden der mittlern Zeiten sein Dasein verdankt. *)

2. Belehrt uns Meyer **) (Bürgermeister zu Bremen, † 30ten August 1679) aus noch vorhandenen Chroniken und alten Urkunden, daß, nebst vielen andern Bürgern der Stadt Bremen, drei (Adeliche, ***) nämlich die) Rathsherren Luder von Vehrden,

---

*) S. unter andern Häberlin Repertor. des t. St. und L. Rechts. 3r Th. S. 478, und Telgmann von der Ahnenzahl. S. 197. lit. c.

**) Assertio Libert. Reip. Bremens. 1646. 4. p. 271.

***) Deutsche Encyklop. 1r Bd. S. 219, und J. C. Gatterers Abriß der Genealogie (Gött. 1788. 8.) S. 37. Vergl.

Garbern von Weihe, und Luder von Bucken, dem ersten Kreuzzuge unter Gottfried von Bouillon, im Jahre 1096, auf ihre Kosten beigewohnt haben. *) Es ist also allerdings zu vermuthen, daß beim dritten Kreuzzuge das Nämliche Staat gehabt habe; und wollte man auch den Adel jener drei Rathsherren in Zweifel ziehen, so wird doch diese Vermuthung zur völligen Gewißheit, wenn wir uns erinnern, daß der zweite Hochmeister des teutschen Ordens, Otto von Kerpen, welcher sich ebenfalls bei diesem Kreuzzuge befand, ohne

jedoch das. S. 40. N. 4, und C. F. Hommel Commentat. de particulâ: Von, „nostris temporibus nobili-„tatis caractere." Lips. 1752. 4.

*) S. die Renner. Chron. bei d. J. — Dillichii Chronicon, p. 67. — Das Privilegium Kaisers Heinrich V. für die Reichsstadt Bremen vom J. 1111. in Meyers Assert. etc. S. 357. Sodann daselbst S. 262 im Auszuge dasjenige Kaiserl. Privil. vom J. 1186. worauf sich die Bremer Chronik bezieht. — Siehe auch Goldasti Vindiciae Privilegii Henriciani.

Widerspruch ein Edelmann aus Bremen war, *) und daß auch Renner beim Jahre 1190 sagt: bereits im ersten Jahre der Ordensstiftung (folglich in Palästina) seyen 35 Adeliche, worunter

---

*) „Patricio genere ortum;“ nennt ihn Th. Hase in der Bibl. hist. Phil. Theol. Cl. 7. F. 6. p. 1125. „Nobilis „civis Bremensis“ bei Dillichius S. 76. Schön und einfach ist das Lob, welches ihm Renners Chron. beilegt: „Otto van „Karpen, ein Edelmann, vnd Borger „tho Bremen, ein Mann von 80 Jahren, de „sick sin hoge Older nichtt vorhindern leth, „in frombde Lande tho reisen, vnd jegen „de Vngelouigen tho striden. Den he „hadde Keenen geliken sines godt„licken Wandelss halven.“ S. auch die Hist. de l'Ordre Teut. T. 1. p. 81. Wie sehr verdiente nicht die Geschichte eines solchen Mannes durch den Pinsel eines geschickten Künstlers belebt, und in seiner Vaterstadt aufgestellt zu werden, wie dies bereits vor einigen Jahren ein Schriftsteller vorgeschlagen hat, der durch seine trefflichen Commentare über einige interessante Kupferstiche (Bremen. 1796. gr. 8.) sich allerdings ein Recht erworben hat, daß auf seine Stimme, wenn von Darstellung vaterländischer Scenen aus der Vergangenheit die Rede ist, völlige Rücksicht genommen werde. S. des Hrn Dr. und Senat. Deneken Bruchstücke aus der Gesch. der K. fr. R. St. Bremen. Gött. 1796. 8. S. 26.

gewiß vorzüglich Bremer und Lübecker waren, in den teutschen Orden aufgenommen worden; mithin fällt die Folgerung, welche einer unserer besten teutschen Geschichtschreiber *) aus Renners Chronik gegen den Adel ziehen zu wollen scheint, von selbst zurück. **)

Auch scheint, nach allen Untersuchungen und angestellter Vergleichung mehrerer hier einschlagenden Stellen, dies am wahrscheinlichsten: daß sowohl adeliche als nicht adeliche Bürger von Bremen und Lübeck an dem Spitale vor Ackers, und der dadurch veranlaßten Stiftung des teutschen Ordens, Antheil gehabt haben. Dies kann besonders demjenigen nicht zwei-

---

*) Der Hr Reg. Rath v. Halem im 1n Th. S. 182 seiner Gesch. des Herzogth. Oldenb. (in verb. „ward in der Folge „nur Adlichgebohrnen" ꝛc.) Vergl. die Hist. de l'O. Teut. T. 1. p. 27, 34 et 68.

*) Sie wird auch durch eine Urkunde widerlegt, deren Glaubwürdigkeit nicht dem geringsten Zweifel unterworfen seyn kann, nämlich durch das Rescript Kaisers Maximilian II. an den Herrn Hoch- und Teutschmeister Georg Hund v. Wenkheim, vom 26. Okt. 1567.

felhaft vorkommen, dem bekannt ist, wie sehr von jeher bis zum heutigen Tage die Gutthätigkeit der Einwohner Bremens zu milden Stiftungen geneigt war, *) und

---

*) S. Dillichii Chron. p. 35 - 37. — Cassel Bremensia. 2r Bd. S. 57 und 465. — Die jährlich herauskommenden Bremischen Staatskalender, welche aber nicht von allen Einrichtungen zum Behufe der Nothleidenden und Dürftigen, z. B. von der St. Jakob- von der St. Anne-Brüderschaften, so vielen Wittwen- und Waisenkassen rc. Meldung thun. Die neuesten Belege hiezu liefert die im J. 1799 durch freiwillige milde Beiträge veranstaltete Versorgung der Schulmeisterwittwen, und die Vorrede des meisterhaften ausführlichen Plans der äussern und innern Einrichtung des Instituts zum Unterricht junger Bürgerssöhne, von Dr. J. L. Ewald, Pred. zu St. Stephani, und Dr. J. C. Häfeli, Pred. zu St. Ansgarii. Brem. 1799. 45 S. 8. Ich war Zeuge des edlen Enthusiasm, welchen der erste Gedanke von diesem Institute bei allen Anwesenden erregte, als Hr Dr. Ewald im Museum zu Bremen über diesen Gegenstand eine Vorlesung hielt. — Ueberhaupt habe ich, während meines, durch die dermaligen Zeitumstände zufällig veranlaßten, mehr als fünfjährigen Aufenthalts in Bremen, bemerkt, daß nie ein Vorschlag, zum Besten der Nothdürftigen, geschah, der nicht mit aller Wärme aufgenommen, und mit der größten Thätigkeit vollzogen ward.

der aus einer Urkunde bei Cassel vom Jahre 1240 *) sich erinnern wird, daß sogar die Bremer Corduanmacher die ersten Stifter des dortigen teutschen Ordenshauses waren, **) und eben daher noch jetzt die Schuhmacher im

---

*) Sammlung ungedruckter Urkunden, welche die Gesch. der K. St. Bremen aufklären. Brem. 1768. 8. S. 525.

**) „Quum domus ejusdem plantatores primi-„tus exstiterunt.“ das. S. 526. — Sollt' ich wohl vergebens bitten, wenn ich bei dieser Gelegenheit Bremen's Gelehrte ersuche, aus ihren Sammlungen zum künftigen historischen Gebrauche mir dasjenige mitzutheilen, was auf das ehemalige teutsche Ordenshaus in Bremen, wovon ich schon Verschiedenes besitze, oder auf den teutschen Orden überhaupt, einige Beziehung hat? Die Gefälligkeit, welche ich bis hieher in dieser Hinsicht erfahren habe, und wofür ich hiemit öffentlich danke, läßt mich gar nicht zweifeln, daß man auch in Bremen von demjenigen überzeugt ist, was einer unserer gründlichsten Gelehrten sagt: „Nie war noch ein Fall,“ heißt es in Spittlers Gesch. des Fürstenth. Hannover, Th. II. S. 100 und 130, „wo freie historische Publicität ge-„schadet, und nie noch wieder ein „Fall, wo unterdrückte Publicität „auch nur scheinbar genutzt hätte.“ Vergl. v. Halem Gesch. von Oldenb. 1r Th. S. 3.

ehemaligen St. Johanniskloster (nunmehro seit dem Jahre 1531 einem Armen- und Krankenhause zu Bremen) drei Armenpfründen genießen. *)

Bremen, den 1ten Februar 1800.

---

*) S. den desfalsigen Beschluß des Bremer Senates, in Cassels histor. Nachr. vom St. Johanniskloster. 2s St. S. 23 und 31.

VI.

Ueber den Gebrauch, dem Gesinde Trinkgeld zu geben.

Eine im Museum zu Bremen gehaltene Vorlesung vom Doktor Deneken.

Der in unserer Vaterstadt noch immer übliche Gebrauch, dem Gesinde bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders bei Gastereien, ein sogenanntes Trinkgeld zu geben, verdient wohl einmal eine nähere Erörterung. Vieles läßt sich für, vieles gegen denselben anführen. Erlauben Sie mir deswegen meine hochzuehrende Herren, daß ich Ihnen heute einmal davon referire, und wie es bei uns Rechtsgelehrten Sitte ist, die vorkommenden Zweifels- und Entscheidungsgründe sorgfältig gegen einander

abwäge, um Ihnen dann nach Maaßgabe derselben, ein Dekret für die Beibehaltung oder Abschaffung jenes Gebrauchs, in Vorschlag bringen zu dürfen.

In einem kultivirten Staate giebt es eine Kunst zu dienen, welche unendlich weit über die rohen, mechanischen Körperarbeiten eines bäurischen Knechts oder einer Viehmagd erhaben ist; die, wie jede Kunst, besondere Geschicklichkeit und Fertigkeiten verlangt, die nicht angebohren werden, sondern die man sich durch Fleiß und Uebung erwerben muß. Diese Kunst kann zu hohen Graden der Verfeinerung ausgebildet werden, und allerdings hat derjenige Staat, worin die dienende Klasse der Einwohner auf einer hohen Stufe der Kultur steht, einen glänzenden Vorzug vor anderen Staaten, worin an eine solche Kultur noch gar nicht gedacht wird. Die Unbehülflichkeit des Gesindes ist ein eckigter Stein, welcher jedem, der rasch zu gehen gewohnt ist, überall im Wege liegt, woran er sich empfindlich stößt und der so oft ihn nö-

thigt, die Erreichung des Ziels, dem er entgegen eilte, aufzugeben. — Nichts befördert hingegen den Genuß der häuslichen Zufriedenheit und der geselligen Freuden wohl mehr, als wenn das Gesinde alles, was zur Aufwartung erfordert wird, mit pünktlicher Genauigkeit leicht und schnell besorgt, ohne daß die Herrschaft sich darum zu bekümmern, und ihre Aufmerksamkeit zwischen der Gesellschaft und dem Gesinde stets zu vertheilen braucht; wenn ihr die gute Laune durch kein Versehn des Domestiken verdorben, sondern vielmehr ihr Frohsinn durch die Freude über die Geschicklichkeit erhöht wird, womit ihre Bedienten aus den Mienen lesen, was man verlangt, und dann den leisesten Wünschen eines jeden unaufgefordert zuvorkommen, indem sie mit anständigen Sitten und einem freundlichen ungezwungenen Wesen, woraus kein mürrisches Mißvergnügen spricht, auf die angenehmste und gefälligste Weise für jedes Bedürfniß und für jede Bequemlichkeit der Gesellschaft sorgen. — Und sollt' es nicht selbst den Gang

der öffentlichen und der Berufsgeschäfte eines jeden sehr befördern und erleichtern, wenn er sich in seinem Hause wohl fühlt, wenn er nicht durch fehlerhaftes Gesinde geneckt, sondern wenn von diesem ihm überall der Weg geebnet wird, wohin er geht; wenn er nicht durch so unzählig viele unbedeutend kleine Geschäfte, die zu seinen Bedürfnissen gehören und die ihm jetzt von seinen Bedienten abgenommen werden, von ernsteren Arbeiten unaufhörlich abgezogen; wenn jeder seiner Befehle pünktlich ausgerichtet wird; wenn er alles um sich her in steter Ordnung findet; wenn die nächsten Gegenstände um ihn durch keine widrige Eindrücke ihn anekeln, sondern sein Gemüth beständig zu dem Frohsinn stimmen, ohne welchen keine Arbeit gelingt, die nur einigermaaßen wichtig ist. Nur dann wird eine Maschine ihre vollkommne Wirkung im Großen thun, wenn auch ihre kleinsten Triebräder zweckmäßig lauffen. — Eben so verhält es sich mit dem Staate, der seiner Vervollkommnung immer näher rückt, je mehr für die Aus-

bildung einer jeden Klasse von Einwohnern, folglich auch für die Kultur der dienenden Klasse gesorgt wird. — Und sollte nun zu einer solchen Kultur nicht das Geben der Trinkgelder ein vorzügliches Beförderungsmittel seyn?

Ein festgesetzter Lohn, der zu bestimmten Zeiten immer auf die nemliche Weise erwartet und bezahlt wird, hat für den sinnlichen Menschen, der die Veränderung liebt und von gegenwärtigen Eindrücken abhängt, bei weitem den Reiz nicht, den er in kleineren ungewissen Vortheilen findet, womit er bei ausserordentlichen Gelegenheiten, so zu sagen, überrascht wird. Er wird froher arbeiten, je näher ihm der Lohn der Arbeit liegt. Das Trinkgeld lohnt den Bedienten auf der Stelle, die Aussicht auf dasselbe versüßt ihm die Mühe des Aufwartens, hält seinen Eifer stets rege und gibt ihm eine unverdrossene Aufmerksamkeit auf jeden der Gäste, aus deren Taschen er durch seinen freundlichen Dienst ein höheres Trinkgeld hervorzulocken

sucht. Dies spornt ihn zum anhaltenden Diensteifer an. Er beschwert sich nicht über zu viele Besuche, denn je häufiger diese sind, desto mehr Trinkgeld empfängt er. Je besser er aufwartet, desto mehr wird er gesucht; folglich wird er sich bestreben, alle diejenigen Fertigkeiten in hohem Maaße sich zu erwerben, welche zur Kunst zu dienen erfordert werden. — Es wird dadurch ein Wetteifer unter den Domestiken entstehen, indem jeder sich bestreben wird, durch seine Vorzüglichkeiten zu solchen Herrschaften zu kommen, bei denen die meisten Trinkgelder vorfallen. — Dies sind aber diejenigen, die am meisten traktiren, die vorzüglich den gesellschaftlichen Ton in der Stadt angeben, und den feinsten und besten Geschmack ins gesellschaftliche Leben bringen. — Hier wird denn das Domestikentalent herrlich geübt und so verfeinert, daß Meister in der Kunst aus dieser Schule hervorgehen müssen. — Zugleich entsteht dann aber auch aus dieser Ausbildung der Bedienten wieder eine große Erleichterung für die Herr-

schaft, die nun so wenige Beschwerden von den Mahlzeiten haben, die sie geben, und die mit ihren Gästen die Freuden der Tafel und der Geselligkeit nun rein genießen können, welche ihnen sonst durch eine stete Mitaussicht auf die Bedienung getrübt seyn würden. Sie können köstlichere und geschmackvollere Gastmahle halten, und auf immer steigende Veredlung der geselligen Vergnügungen sinnen, wenn sie in ihren darauf ausgelernten Bedienten eine so mächtige Hülfe finden, und von ihnen die Klage nicht hören, daß sie über ihre Kräfte angestrengt würden. So greift hier wechselsweise eins ins andere. Mit der Kultur der Bedienten rückt zugleich die Kultur der geselligen Freuden, und durch diese die gesellige Veredlung überhaupt weiter.

Ferner liegt eine Art von Billigkeit darin, daß die Domestiken für die ausserordentlichen Dienste, welche sie nicht unmittelbar ihrer Herrschaft, sondern fremden Personen leisten, von diesen auch dafür belohnt werden. Wer fein denkt, nimt

von andern, die, wegen ungleicher Vertheilung des Vermögens, um des Erwerbs willen zu dienen genöthigt sind, nicht gern Hülfsleistungen dieser Art an, ohne zugleich auf eine Vergütung derselben zu sinnen; es wird ihm vielmehr Bedürfniß, denen seine Erkenntlichkeit thätig zu bezeigen, die für seine Bequemlichkeit, für die Befriedigung seiner Wünsche geschäftig sind, die ihm aufwarten. — Wenn er dies nicht kann, so fühlt er sich in einer peinlichen Lage, und versagt sich manches, ehe er es fordern mag. Steht man hingegen mit den Bedienten, wenigstens in dem stillschweigenden Kontrakte: Ich gebe dir etwas, dafür mußt du mir wieder etwas leisten, (oder in der Sprache der Juristen: do ut facias,) so kann man ihnen dreister ins Gesicht sehen, und manchen kleinen Wunsch in Hinsicht der Bedienung äussern, der unterdrückt bliebe, wenn das Trinkgeld nicht einen Schritt näher brächte. Die Gäste erwerben sich dadurch ein gewisses Recht zu fordern, das, wenn es in den Schranken der Anständigkeit bleibt,

die steife, schüchterne Blödigkeit, das widrige zwangvolle Betragen und die ewigen Komplimente, wodurch man sich dasjenige verbittet, was man doch so gern zu haben wünscht, aus den Gesellschaften entfernt. Und ist der Gebrauch der Trinkgelder in einer Stadt erst einmal allgemein eingeführt, so braucht keine Herrschaft sich zu schämen, daß ihre Gäste einen Theil der Bezahlung mit übernehmen, wodurch das Gesinde für die Aufwartung belohnt werden muß. Es ist Landessitte, welche wohl der ganzen bürgerlichen Gesellschaft desselben, aber nicht einem Einzelnen übel genommen werden kann.

Bedenkt man endlich noch, wie viel bei dem vertheuerten Preise fast aller Dinge, und bei dem gestiegenen Luxus jede nicht ganz altmodische Haushaltung, die mit einigem Anstande geführt werden soll, in den gegenwärtigen Zeiten kostet, wie wenige daher im Stande seyn würden, den bisher üblichen Lohn ihres Gesindes so zu erhöhen, daß dieses bloß davon,

ohne irgend eine fremde Beihülfe während den Dienstjahren, die zu einer anständigen, reinlichen Kleidung und zu dem in seiner Klasse einmal eingeführten Luxus, nothwendig erforderlichen Ausgaben bestreiten, und sich noch etwas zu seinem Fortkommen für die Zukunft erübrigen könnte. Bedenkt man, sag' ich, dieses, so scheint das Geben der Trinkgelder für die meisten hiesigen Herrschaften ein äusserst willkommnes und fast unentbehrliches Mittel zu seyn, sich gutes Gesinde ohne beträchtlichen Geldaufwand zu verschaffen und zu unterhalten.

Nimt man dies alles zusammen, so scheint ein solcher, für die Herrschaft und für's Gesinde gleich wohlthätiger, hier seit undenklichen Zeiten tief eingewurzelter Gebrauch, ein noli me tangere zu seyn, zu dessen Abschaffung man nicht rathen dürfe; so scheint es gefährlich zu seyn, an diesem alten reichsstädtischen Gebäude, welches noch so fest, wie die Rolandssäule steht, zu rütteln.

Inzwischen lassen Sie, meine hochzuehrenden Herren, uns dennoch einmal auch auf die gegenüberliegende Seite treten und den Schatten betrachten, den dies alte Gebäude über unsern Staat wirft.

Schon ein natürliches Gefühl, welches durch keine sophistische Gründe sich wegräsonniren läßt, empört sich gegen das Unschickliche dieses Gebrauchs, den man in den kultivirteren Städten Europa's nicht kennt. Leute, die vielleicht zu Hause wohlfeiler, ungezwungner, ganz nach ihrem Geschmacke gegessen und getrunken haben würden, ladet man ein, daß sie sich für ihr Geld bewirthen lassen, daß sie die Gefälligkeiten, welche ihnen erzeugt werden, bezahlen sollen. Die edle Gastfreundschaft sinkt zum niedrigen Wucher herab, welcher desto einträglicher wird, je mehr Gäste ihren Beitrag dazu liefern. — Alles wird daher ohne Auswahl, ohne Beurtheilung, ob die Gesellschaft zusammen passe, eingeladen, damit nur eine große Anzahl von Gästen erscheine, auf deren Kosten das

Gesinde unterhalten werden kann. Wie sehr muß dies die geselligen Freuden verderben, welche durchaus auch nicht die entfernteste eigennützige Absicht vertragen? — Der widrige Gedanke, daß man sie erkaufe, trübt sie, und die herzlichen, dankbaren Empfindungen für den Bewirthenden, bleiben nicht mehr ganz lauter und rein. Man nimt sich schon mehr gegen ihn heraus, übertritt leichter die Gränzen der Delikatesse, *) die man gegen einen Wohlthäter beobachten muß; denn man dankt ihm ja reel durch sein Gesinde. Wahrlich, es ist peinlich, wenn man einen Fremden

*) Sieht man doch nicht selten ein paar Frauenzimmer sich kurz vor Tische zusammen in einen Winkel des Zimmers stellen, als ob sie heimlich miteinander zu reden hätten, in der That aber nur, um das Trinkgeld abzuzählen und in ein Stück Papier zu wickeln, und das oft gar unter den Augen des Wirths und der Wirthin, die dann nicht wissen, wohin sie den Blick wenden sollen.

A. d. H.

in eine Gesellschaft einführt, und ihn diese unschickliche reichsstädtische Observanz mit Recht bespötteln hört. Das öftere Beisammenseyn der Freunde wird jetzt kostbar, denn da, wo man sonst vielleicht bei einer oder ein paar Schüsseln froh und fröhlich miteinander gewesen wäre, sieht man sich jetzt genöthigt, doch wenigstens so viel auftragen zu lassen, daß die Bewirthung dem üblichen Trinkgelde einigermaaßen entspreche, und so fließt die süßeste, schönste Quelle des Lebensgenusses, die für jeden guten Menschen offen seyn sollte, nicht mehr für den Unbemittelten, der die Unterhaltung der Freundschaft weder mit Trinkgeldern noch mit Gastereien, auf die Dauer zu bezahlen vermag. Er muß auf manche geselligen Freuden, wenn er auch noch so vielen Sinn dafür hat, Verzicht thun, weil sie ihm zu theuer werden. Von seinen Freunden, die ihn einladen, können diese Kosten ihm nicht erlassen werden; denn er bezahlt sie nicht ihnen, sondern ihrem Gesinde, und wenn dies auch von der Herrschaft dafür in solchen einzelnen

Fällen entschädigt würde, so wäre doch sein Gefühl für Delikatesse beleidigt.

Aber noch weit nachtheiliger wie alles, was ich bisher angeführt habe, ist der Schade, den diese Sitte für die Moralität des Gesindes hat. — Dadurch, daß es durch die Trinkgelder von anderen auf gewisse Weise mitunterhalten wird, verliehrt es seine ungetheilte Anhänglichkeit an seine Herrschaft, und nun zugleich alle hieraus entspringenden schönen Tugenden der unbestechbaren Treue, des unverdrossenen Diensteifers, des stillen Sinnes für häusliche Eingezogenheit, u. s. w. Durch die Aussicht auf ein reichlicheres Trinkgeld läßt es sich von einer Herrschaft zur andern locken, und zum Ausschwatzen von Familiengeheimnissen verleiten. Wenigstens kömmt nun die Ehrlichkeit mit dem Eigennutze öfterer in eine Kollision, die für Menschen, deren Moralität nicht auf sehr festem Grunde ruht, äusserst gefährlich wird. Der Magnet des Geldes zieht gar zu mächtig. — Es gehört ein höherer Grad von Selbstbeherr-

schung dazu, als man ihn bei der ungebildeteren Klasse voraussetzen darf, um diesem Zuge widerstehen zu können. — Und welch' eine Art von Kultur erhält dann das Gesinde in solchen Häusern, worin es durch häufige Gastereien mit Trinkgeldern bereichert wird? Eine behende Geschicklichkeit im Aufwarten, Schlauheit und feine gewandte äußere Manieren, höchstens einige Kultur des Kopfes, aber gewiß nicht des Herzens, das in einer solchen Schule nur gar zu oft vernachlässigt, und mehr verbildet, als gebildet wird. So wichtig die Vortheile immerhin auch seyn mögen, welche aus dem Umgange mit der großen Welt entstehen, so entstehen diese doch nur für die, welche sich in die Gesellschaften mischen, und selbst thätigen Antheil daran nehmen können; nicht für diejenigen, welche die unbedeutende Bedientenrolle darin spielen. Diese sehen und hören zwar manches vom guten Gesellschaftston, aber nur fragmentarisch, und ohnehin fehlt ihnen auch die Gelegenheit zur praktischen Uebung. — Sie werden Pedanten, wenn sie den

feineren Gesellschaftston nachahmen wollen. Der Luxus, den die Domestiken täglich vor Augen haben, blendet sie mit seinem trügerischen Glanze. Auch sie finden Geschmack an dem Wohlleben, welches sie stets um sich sehen. Heimlich kosten sie diese verbotene Frucht und naschen immer mehr davon, je süßer sie ihnen schmeckt.

Denken wir einmal an die goldnen Zeiten unsrer einfachen Sitten zurück! — Welche ganz andre Wesen waren damals unsre Bedienten? Freilich war mancher plumpe Tölpel unter ihnen, dessen simple Livree eben nicht nach französischem Schnitte geformt war, und dessen schwerfällige Körpermasse nicht leichtfüßig, fast möcht' ich sagen, tanzend zwischen den Gästen wie ein Virtuose im Aufwarten sich bewegen konnte. — Aber dieser Bediente von altdeutschem Schroot und Korn, blieb bei seiner derben Hausmannskost kernfest gesund, konnte arbeiten, unterzog sich unverdrossen den schwersten Geschäften; denn er brauchte nicht zu besorgen, daß der Puder ihm aus

den zierlich gelockten Haaren zerstäuben, oder seine zarten, reingewaschnen Hände beschmutzt werden möchten. — Treue, Ehrlichkeit und pünktlicher Gehorsam waren die Grazien, die ihn stets umschwebten; er isolirte sich nicht, sondern hielt sich für ein Mitglied der Familie seiner Herrschaft, deren Interesse auch das seinige war. — Redlich theilte er mit ihr Leid und Freude, und eifrig strebte er, jeden Vortheil ihr zu verschaffen, und jedes Uebel von ihr zu entfernen. — Und wann er dann in einer langen Reihe von Jahren sich ein Kapitälchen zusammen verdient, und zusammen gespart hatte, so ward er ein glücklicher Hausvater, der in seinen alten Tagen nicht zu darben brauchte. Auf dem Wege der strengen Ehrlichkeit, den er ging, kannte er nicht die tausendfachen Künste, seine Herrschaft zu betrügen, worin die moderne Gattung der feingeschliffenen Domestiken ausgelernt ist, die von ihrer schwindelnden Höhe mit stolzer Verachtung auf jenen rohen, unpolirten Diamant herabsieht, dessen innerer Werth sich ihr nicht enthüllt.

— Doch ich verliere mich zu weit in die süßen Träumereien der glücklichen Vorzeit. Ich muß wieder einlenken, so gern ich auch bei jedem Gemälde verweile, welches mir die einfache Lebensweise der biedern treuherzigen Bremer in ihrem originellen altdeutschen Charakter zeigt.

Freilich liegt wohl nicht die Schuld der Verdorbenheit der jetzigen Bedientenklasse allein an den Trinkgeldern, denn auch in vorigen Zeiten waren diese hier eingeführt, wenn sie gleich nicht in so reichlichem Maaße gegeben wurden, und auch an anderen Orten, wo sie nicht gebräuchlich sind, klagt man nicht weniger, wie hier, über verdorbenes Gesinde. — Unstreitig war es ein großer Misbrauch, daß man vormals bei Hochzeiten, Begräbnissen, Taufen und anderen dergleichen feierlichen Gelegenheiten das Gesinde mit Geschenken so sehr überhäufte, daß manche Familie selbst einige Zeit nachher darben mußte, und es ist klug, daß dieser Misbrauch größtentheils abgeschaft ist. Aber

solche Festlichkeiten kamen selten, und der dabei eingeführte Luxus konnte bei weitem nicht so ansteckend und nicht so verderblich für's Gesinde seyn, als derjenige es ist, welcher bei den jetzigen häufigen Gastereien herrscht, und durch den Reiz eines gefälligeren Geschmacks weit verführerischer für die niedern Klassen wird, als jene reichsstädtische Opulenz, die man wegen ihrer kostbaren Pracht, wie ein gothisches Gebäude anstaunt, zu deren Nachahmung aber der minder Begüterte weder Vermögen hat, noch Neigung findet.

Die fast allgemeine Klage über die stets zunehmende Verderbtheit des Gesindes, selbst an den Oertern, wo das Geben der Trinkgelder keine Sitte ist, beweiset zwar, daß hierin nicht die einzige Ursache jener Verderbtheit liege, aber es folgt daraus nicht, daß diese Sitte nicht ebenfalls und nicht in einem sehr hohen Grade zur Immoralität der Domestiken mitwirke, und daß nicht hier die sittliche Bildung der Bedientenklasse durch Abschaffung jener

Sitte außerordentlich gewinnen würde; besonders, da man hier manche Quellen gar nicht kennt, die an andern Oertern die Moralität des Gesindes vergiften; wie z. B. in den Residenzstädten, die Hofintriguen, worin die Domestiken oft eine Hauptrolle übernehmen müssen; in kleinern Landstädten, die Klatschereien, wobei man sich des Gesindes zum Ausspioniren der Familiengeheimnisse des Nachbars oder der Verwandten bedient, und dergleichen mehr. An allen solchen, gewiß sehr gefährlichen Klippen, wird bei uns die Sittlichkeit des Gesindes so leicht nicht scheitern. Nur der Gebrauch der Trinkgelder nimt uns von der andern Seite wieder manche der Vorzüge, welche wir sonst vor so vielen Städten in dieser Hinsicht voraus haben. Sollt' es daher nicht die Pflicht eines jeden Patrioten seyn, über die Mittel ernstlich nachzusinnen, wodurch dieser üble Gebrauch endlich einmal aus unsern Mauern auf immer verbannt, das Gesinde zugleich aber auch dafür auf eine andere Weise entschädigt werden könne?

Ich will es versuchen, einige Vorschläge zu thun.

Von dem Gesichtspunkte müssen wir hier ausgehen, daß das Gesinde kein Opfer dieser Reformation werden dürfe, daß es, ungeachtet der abgeschafften Trinkgelder, Aufmunterung genug zum treuen Fleiße in seinem Dienste und gegründete Aussichten zu seinem künftigen Fortkommen finden — daß aber zugleich auch auf die Herrschaften dabei Rücksicht genommen werden müsse, damit ihnen nicht das Bedürfniß, Gesinde zu halten, zu sehr erschwert, und damit stets zwischen Dienst und Lohn ein billiges Verhältniß beobachtet werden möge.

Wenn man diesen Gesichtspunkt vor Augen hat, so würde der Anfang wohl damit zu machen seyn, daß einige der angesehensten und reichsten Familien, die vorzüglich hier den Ton angeben, deren Beispiel am meisten glänzt und bei denen nicht der entfernteste Verdacht von Kargheit oder auch nur von Nothwendigkeit zu spa-

ren, entstehen kann, unter sich die Verabredung träfen, daß sie bei ihren freundschaftlichen Zirkeln oder Mahlzeiten künftig dem Gesinde kein Trinkgeld geben wollten. Die Herrschaften, welche diese Verabredung unter sich treffen, müssen aber auch dem Gesinde gleich bei der Annahme es unverhohlen zur Bedingung machen, daß es bei ihnen keine Trinkgelder zu erwarten habe. Dagegen fordert es die Billigkeit, daß der Lohn verhältnißmäßig erhöht werde. Vernünftige Herrschaften werden dies gern thun, wenn sie bedenken, daß sie durch eine solche mäßige Erhöhung des Lohns sich eine größere Anhänglichkeit des Gesindes erkaufen; daß für die Moralität desselben dadurch besser wie vorhin gesorgt sey; daß sie sich nun nicht mehr der widrigen Trinkgelderbettelei vor fremden Gästen zu schämen und keine häufigen Gesellschaften und Schmausereien anzustellen brauchen, um das Gesinde nur bei guter Laune zu erhalten; und daß sie bei jener wechselseitigen Verabredung eine beträchtliche Summe ersparen, die sie selbst als Trinkgeld den Dor-

mestiken ihrer Freunde, bei denen sie eingeladen wären, sonst hätten geben müssen. Ihnen wird der Kaufpreis nicht zu hoch werden, wenn sie alle die grossen Vortheile erwägen, die sie dafür erhandeln; wenn nun nichts mehr sie hindert, die schönen Pflichten der Gastfreundschaft auf die uneigennützigste Weise zu üben; wenn die sittliche Bildung des Gesindes nun mehr, wie sonst, in ihrer Macht steht; und wenn sie sich überzeugen, daß sie durch die Abschaffung eines, dem Wohl unsres Staats so höchst nachtheiligen Misbrauchs, die Pflicht des ächten Patriotismus erfüllen; daß sie endlich eine gothische Ruine stürzen, welche unsre Vaterstadt mißziert und die ein geläuterter Geschmack nicht länger dulden darf.

Nur dürfen nicht die Gränzen überschritten und der Lohn darf nicht so erhöht werden, daß den Bedienten hiedurch nur eine andere Quelle des verderblichen Luxus eröffnet werde. Die Entschädigung muß nicht nach dem Maaßstabe der reichlich-

sten Trinkgelder, sondern sie muß so bestimmt werden, wie sie das Gesinde zu einer seinem Stande angemessenen Versorgung und im Verhältnisse mit den Diensten, die es dagegen leistet, zu fordern berechtigt ist. — Dann wird alles in's natürliche Gleis rücken.

Interesse regiert leider die Welt. — Durch diese Triebfeder muß man nun freilich auch wohl auf das Gesinde zu wirken suchen. Man muß Vortheile mit seinem treuen Dienste verbinden; und in dieser Hinsicht dürft' es vielleicht rathsam seyn, wenn man die Domestiken unter der Bedingung annähme, daß ihr Lohn jährlich, etwa um einen Thaler, bis zu einer bestimmten sehr beträchtlichen Summe erhöht werden solle. Dies wird ein kräftiger Beweggrund seyn, daß sie lange im Dienste ausharren und sich so betragen, daß sie keine Aufkündigung von ihrer Herrschaft zu fürchten brauchen. Der eine Thaler mehr wird sie von einem Jahre ins andre locken, und wenn so ihr Lohn zu einer

ansehnlichen Summe angewachsen ist, so werden sie sich schwerlich entschliessen, diese aufzuopfern; die Herrschaft gewinnt durch solche unmerkliche Erhöhung des Lohns im Dienste ausdauerndes Gesinde, dessen Werth mit jedem Jahre steigt und zuletzt fast unschätzbar wird.

Es gibt verschiedene Arten von Arbeiten, womit die Domestiken in den Stunden, die sie von ihrem Dienste erübrigen, sich beschäftigen, und neben ihrem Lohn noch etwas verdienen können. Hiedurch erhalten sie Ersatz für die abgeschaften Trinkgelder, wenn die Herrschaft sie in dergleichen Arbeiten unterrichtet oder unterrichten läßt, und ihnen alle nur mögliche Gelegenheit verschafft, dadurch sich Geld zu erwerben. Nur Sklaven und Leibeigene arbeiten unausschließlich für ihre Gebieter. Von freien Menschen kann man dies nicht verlangen; diesen darf man die Kraft nicht lähmen, wodurch sie auch für sich zu wirken berechtigt sind. Und wie ruhig kann nicht die Herrschaft ihr Haus verlassen,

wenn sie weiß, daß das Gesinde in ihrer Abwesenheit sich keiner Ausschweifungen überläßt, sondern aus eigenem Interesse mit nützlichen Arbeiten die Zeit ausfüllt!

Kleine angenehme Geschenke, die sie nicht erwarten, sind den Bedienten eine große Aufmunterung, und ersetzen die Stelle der Trinkgelder um so mehr, da sie das Wohlwollen gegen die Herrschaft befördern, indem sie ihnen von dieser, und nicht von Fremden gegeben werden.

Trinkgeld ist der Magnet, welcher das Gesinde nach fremden Personen hinzieht. — Eine freundliche, liebreiche Behandlung der Herrschaft fesselt es hingegen an diese. Wenn es nicht in einem Frohndienste sein Leben elend hinschleppen muß; sondern wenn es mit heiterem Gemüthe seine Tagesarbeit vollbringen kann; wenn für seine körperliche Gesundheit und Kräfte durch reichliche Nahrung gesorgt wird, und keine mürrische Laune und keine ungerechte Verweise der Herrschaft den frohen Muth ihm

niederschlagen, so wird es sich wohl fühlen, und bald die Trinkgelder vergessen.

Eine vorzügliche Entschädigung werden die Domestiken aber darin finden, wenn die Herrschaft ihnen Fürsorge für ihr künftiges Wohl verspricht, und dies Versprechen auch pünktlich erfüllt. Wenn sie mit Rath und That in allen Vorfällen des Lebens ihnen beisteht; wenn sie mit älterlicher Gewissenhaftigkeit dafür sorgt, daß sie glücklich verheirathet werden; wenn sie ihnen bei der Einrichtung ihres Hauswesens hilft; wenn sie, es sey durch eigene thätige Unterstützung oder durch Fürsprache bei anderen, ihnen eine Quelle hinreichendes Broderwerbs zu eröffnen sucht; wenn sie sie in kranken Tagen mit zärtlicher Sorgfalt pflegt; wenn sie bei ihren Kindern gern die Pflichten der Gevatterschaft übernimt, diese gewissenhaft erfüllt; vorzüglich, wenn sie für die Erziehung, für den Unterricht, für die moralische Bildung der Kinder thätig sorgt; kurz, wenn sie der Familie ihrer treuen Diener zum starken

Baum wird, den diese fest wie Epheu umschlingt.

Dies, meine Herren! sind wesentliche, dies sind bleibende Vortheile, wogegen die reichste Erndte von Trinkgeldern nicht in Betracht kommen kann; diese werden viel zu leicht erworben. Sie reizen, wie jeder zufällige Gewinn, zur Verschwendung und zum Müssiggang. Eine Summe schwindet nach der andern, bis oft nichts weiter übrig bleibt, als den Bettelstab zu ergreifen. — Da hingegen das, was durch redlichen Fleiß mühsam verdient wird, zu einem immer größern Kapital anwächst, und, wenn es auch immer nur ein kleines Häufchen bleibt, doch stets die innere Zufriedenheit erhält, die der schönste Lohn des Arbeitsamen ist.

Sollten nun diese Vorschläge nicht ausführbar, sollten sie nicht wegen der wichtigen Folgen werth seyn, daß man wenigstens den Versuch mache, an diesem geschmacklosen altreichsstädtischen Gebäude,

auf das der Genius unsrer Zeit mit Verachtung herab blickt, so lange zu rütteln, bis es nachgrade einstürzt. *) Oder sollen

---

*) Daß dies nachgrade angeht, daß wir schon einigermaaßen auf dem Wege dahin sind, zeigt wenigstens die Abschaffung einer Art des Trinkgeldgebens, seit dem letzten Decenni an, ich meine die, wo man bei der Geburt eines Kindes auch seinen allerentferntesten Freunden, Verwandten und Bekannten, diese Nachricht durch eine Dienstmagd mittheilen ließ, der man dann für die fröhliche Bothschaft ein Trinkgeld reichte. — Manche Mägde ließen eine so schöne Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeigehen, und sammelten, auch ihrer Instruktion zuwider, durch die halbe Stadt. Seitdem mehrere von dieser Sitte abwichen, und die Geburt ihrer Kinder durch einen Miethbedienten, und späterhin, wie es jetzt fast allgemein üblich ist, durch die wöchentlichen gedruckten Nachrichten, anzeigen ließen, schämten sich bald auch die übrigen. Jetzt gehört eine solche schön aufgeputzte hausirende Dienstmagd mit ihrem Nomenklator, gewöhnlich einem rothen oder blauen Waisenknaben, hinter sich, zu den seltensten Erscheinungen. A. d. H.

auch diese Vorschläge zu dem ungeheuer voluminеusen Aktenstoße der frommen Wünsche gelegt, und der Vergessenheit übergeben werden? Nun, so mögen sie dann sanft in diesem Grabe ruhen, bis eine kräftigere Stimme, wie die meinige, sie einst zur Auferstehung ruft!

VII.

Ein paar Worte über das Gesinde-wesen in Bremen.

Als Nachtrag zu dem vorhergehenden Aufsatze.

Daß die Kultur des Gesindewesens in Bremen noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht habe, dürfte wohl kein Leser des vorhergehenden Aufsatzes bezweifeln. Mehr wie sonst beklagt man sich seit mehreren Jahren auch unter uns über einreissende Verderbniß der dienenden Klasse, über Sittenlosigkeit derselben, über groben Eigennutz, Mangel der Anhänglichkeit an die Herrschaften, vor allem aber über zunehmende Ueppigkeit und Verschwendung, die sich vorzüglich bei den Dienstmägden in

auffallender Kleiderpracht zeigt. — Wenn es hier gleich noch nicht so arg damit ist, wie man uns von andern benachbarten großen Städten erzählt, so ist es doch arg genug damit geworden, um es unsern patriotischen Bürgern zur Pflicht zu machen, ehe es noch ärger werde, auf Mittel zu sinnen, die dem weitern Einreissen des Uebels zu wehren vermögten. Vorschläge zur Verbesserung des Gesindewesens, dürften daher zu den gemeinnützigsten Beiträgen des Hanseatischen Magazins gehören, und ich fordre diejenigen meiner Mitbürger, welche uns hierüber ein Wort zu sagen haben dürften, hiedurch ausdrücklich dazu auf.

Mir sey es indessen vorläufig erlaubt, hier ein paar Gedanken über die wahrscheinlichen Ursachen der Verschiedenheit der jetzigen Lage unsers Gesindewesens von den vorigen Zeiten, die mir beim Lesen des erwähnten Aufsatzes einfielen, fragmentarisch mitzutheilen, um dadurch die Berichtigung derselben und weiteres Nachden-

ken über diesen Gegenstand zu veranlassen.

Es wird in unsern Zeiten bei weitem mehr Gesinde in Bremen gehalten, wie noch etwa vor funfzig Jahren. Unsere Vaterstadt ist seitdem, besonders seit dem amerikanischen Kriege, wohlhabender geworden, die Bevölkerung hat sich vermehrt, die Handlung vergrößert, die Anzahl der benöthigten Comtoirbedienten vielleicht verdoppelt, eine weit beträchtlichere Menge Handwerker und Handwerksgenossen finden Arbeit und Nahrung bei uns — durch dies alles sind unsere Haushaltungen erweitert worden, und mit ihnen die Zahl der erforderlichen Dienstboten. Auch in den unteren Klassen sind eine Menge Familien durch zunehmenden Verdienst in den Stand gesetzt worden, sich eine Dienstmagd halten zu können, die sie vorher entbehren mußten, und zum Theil auch nicht bedurften. Daß es nun unter der vergrößerten Anzahl des Gesindes auch verhältnißmäßig mehr untaugliches gibt, darf uns eben nicht wundern.

Aus dieser beträchtlichen Vermehrung unsers Gesindes folgt aber noch etwas mehr. Wir haben nemlich eine größere Anzahl fremden Gesindes wie in vorigen Zeiten. Damals war es Sitte, daß auch selbst vermögende Handwerker sich nicht schämten, ihre Töchter einige Jahre in den Häusern ihrer angesehneren und gebildeteren Mitbürger dienen zu lassen; sie sahen das für eine Art von Schule an, in der sie die Lebensart der höheren Klassen näher kennen zu lernen, und sich gefällige Sitten zu erwerben, Gelegenheit fanden; eine gewisse bürgerliche Rechtlichkeit, in der sie zu Hause erzogen waren, verließ sie auch im Dienste nicht, sie warfen sich so leicht nicht weg. Der Vorsatz, ihren Eltern keine Schande zu machen, unter deren Mitaufsicht sie noch immer lebten, trug auch das seine zu ihrem gesitteteren und ordentlicheren Betragen bei. Hatten sie sich etwas Geld erspart, so brachten sie es ihren Angehörigen, die dann auch ihrem Kleiderluxus und sonstigem Aufwande die gehörigen Schranken zu setzen wußten. —

Der größte Theil unserer jetzigen Dienstboten gehört indessen nicht mehr in diese Klasse; selten lassen begüterte und angesehene Handwerker ihre Kinder jetzt bei andern mehr in Dienst gehen. Der eingebohrne Theil unsers Gesindes ist daher beträchtlich kleiner geworden, und reicht für unsere Bedürfnisse nicht mehr aus. Nun bin ich zwar weit entfernt, behaupten zu wollen, daß unser zahlreiches fremdes Gesinde, dem einheimischen an moralischer Bildung weit nachstehe. Die Lage unsers bisherigen Schul- und Erziehungswesens berechtigt mich nicht dazu, und wenn wir nachgrade Hoffnung zu einer glücklichen Reform desselben haben, so lassen sich die Früchte davon erst für die Folgezeit erwarten. Aber so viel ist doch gewiß, daß dies fremde Gesinde der Verführung und moralischen Verschlimmerung überhaupt, weit mehr ausgesetzt ist, wie das bremische. Die Gründe liegen zum Theil schon in dem oben gesagten. Das fremde Gesinde, welches hier keine Eltern oder Verwandte hat, steht unter keiner weitern Aufsicht,

wo der Hausvater seinen Morgen- und Abendsegen in Gesellschaft des Gesindes vorlas, — ein Gebrauch, der, wenn er auch nur gar zu häufig die religiösen Gefühle durch ein mechanisch werdendes Gedankenspiel mit denselben, herabwürdigte,

---

unsern Volksschulen zur förmlichen Erlernung des Hochdeutschen, das dann aber NB. auch alle unsere Schullehrer selbst gehörig verstehen müßten, fleißiger angehalten werden, wie es bis jetzt, zum Theil durch die Schuld der Eltern, die sich manchmal sogar dagegen sperren sollen, zu geschehen pflegt. Das ist auch ein vorzüglicher Grund, weswegen man so wenig gemeinnützige Volksschriften, so wie überhaupt fast gar keine neueren Bücher in den Händen unsers gemeinen Manns antrifft, er versteht die Sprache derselben nicht hinlänglich. — Uebrigens bin ich weit entfernt, das allmählige gänzliche Aussterben des Plattdeutschen, unserer eigentlichen Muttersprache, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten, sprichwörtliche Redensarten u. s. w. selbst auf den moralischen Charakter unsers Volks so manchen guten Einfluß haben, zu wünschen, oder für heilsam zu halten.

doch das Gute hatte, daß er die Dienenden täglich auf ein Ziel hinwies, dem sie mit ihrer Herrschaft gemeinschaftlich nachzustreben hätten; — wo man weniger in Gesellschaften und mehr in die Küche ging, wo das Gesinde häufiger mit der Herrschaft arbeitete, und sich deswegen mehr wie ihre Gehülfen, als wie ihre Diener betrachtete, wozu denn manche, späterhin sehr verminderte Arten des häuslichen Gewerbsfleißes, z. B. die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Bremen so zahlreichen Bierbrauereien, auch freilich eine häufigere Veranlassung darboten.

Es kann nicht die Rede davon seyn, diese Lage der Dinge, aus welcher uns der forteilende Strom der Cultur einmal herausgerissen hat, wieder herstellen zu wollen, auch sie hatte ihre nachtheilige Seite. Mit der größeren Vertraulichkeit gegen das Gesinde gingen z. B. Klatschereien und Treibereien Hand in Hand; daraus entspannen sich Familienstreitigkeiten, daraus wieder Intriguen und Kabalen mancherlei Art.

Kurz, vormals laborirten wir mehr an den gewöhnlichen kleinstädtischen Uebeln, jetzt an denen, welche größere und volkreichere Städte mit uns theilen. Also nicht an die Rückkehr derer, welche vorwärts gekommen, sondern an das Forthelfen derer, die zurückgeblieben sind, haben wir zu denken; — welche die Mittel dazu seyn dürften? — vor allem zuerst bessere Erziehungs- und Bildungsanstalten für die Volksklassen, *) dann wird sich das übrige schon finden. — Aber so viel ist auch wahr, daß das Verhältniß der Dienenden und der bedient werdenden in manchen unserer Familien um ein gutes republikanischer seyn könnte.

Die Ursachen der ausschweifenderen Lebensart unseres heutigen Gesindes, lassen

---

*) Und Sorge dafür, daß diese gehörig benutzt werden; daß die Eltern nicht vom allgemeinen Geiste der Gewinnsucht ergriffen, ihre Kinder, ehe sie noch lesen und schreiben können,

sich ebenfalls aus dem Vorhergehenden schon so ziemlich errathen. — Ob die sittliche Cultur unserer Vorfahren in dieser Hinsicht besser begründet war, will ich hier nicht untersuchen. Die Begriffe von Ehre und Schande sind seitdem freilich um ein beträchtliches laxer geworden; das vergrößerte Bedürfniß der Ammen zeigt dem leichtsinnigen Mädchen auf den schlimmsten Fall doch noch einen Ausweg, der sicher wieder zu Brod, und mitunter auch wieder zu einer Art von Reputation führt; aber die Hauptursache liegt doch wohl in der größeren Gelegenheit zur Verführung. Die vergrößerte Menge der hier arbeitenden ledigen Handwerksgesellen, ihre sonntäglichen und montäglichen Krug- und Dorfgelage, bieten

---

auf die Winkel der Tobacksfabrikanten und anderer schicken, wo zu so manchem sittlichen Verderben der erste Grund gelegt wird. Unsere Waisenhäuser, aus denen ein so großer Theil unsers weiblichen Gesindes gezogen wird, verdienten auch in dieser Hinsicht eine weitere Cultur.

dazu manche Veranlassung dar. Es werden weit mehr männliche Domestiken gehalten, wie in vorigen Zeiten. — Auch in Ansehung der so sehr vermehrten Anzahl junger Leute, zum Theil Ausländer, auf unsern Comptoiren, die im Durchschnitte bei einem guten Tische an sitzende Lebensart gewöhnt werden, findet eben der Fall statt, dessen ich oben schon erwähnt habe. Der Mangel interessanter Bekanntschaften mit hiesigen Familien, in deren gesellige Zirkel sie nur gar zu selten gezogen werden, Bedürfniß nach Unterhaltung, Romanenleserei, der in manchen ihrer Privatzirkel eingerissene, höchst unsittliche Ton, böses Beispiel, alles das ladet zu mannigfaltigen Versuchungen ein, denen nicht alle hinlänglich widerstehen, und wobei denn die Zucht und Ehrbarkeit einer hübschen aber ungebildeten Dienstmagd des Hauses, natürlich die meiste Gefahr leidet. Und wenn nun gar, wie das doch hie und da der Fall ist, auch ihre Vorgesetzten, deren Aufsicht sie anvertrauet sind, den nemlichen Weg wandeln, wie kann man sich da über

einen Erfolg wundern, der sich vorher sehen ließ? *)

Hier hat denn nun auch der Luxus und übertriebene Kleideraufwand eines großen Theils unsers weiblichen Gesindes seine verborgene reichliche Quelle. Mode, Nachahmungssucht, Eitelkeit, thun das übrige. Das junge, leichtsinnige, achtzehn bis

---

*) Dazu sind denn noch einige locale und temporäre Ursachen gekommen, die auch das ihrige zur Verminderung der Sittsamkeit unsers weiblichen Gesindes beigetragen haben; z. B. die, besonders in den Jahren 1795 und 1796, so häufigen Einquartierungen fremder Truppen, von denen gewiß nicht wenige unserer jetzigen verdorbenen Dienstmägde den Zeitpunkt ihrer Verwilderung datiren dürften. Wenn ich mir, alles Vorhergesagten ungeachtet, dennoch zu behaupten getraue, daß auch unter unsern niedern Klassen noch mehr Schaamhaftigkeit und Keuschheit zu Hause ist, wie in den meisten verhältnißmäßig gleich großen Städten Deutschlands, so liegt das gewiß größtentheils auch daran, daß Bremen, gottlob, keine Garnisonstadt ist.

zwanzig jährige Mädchen, vergißt der Sorge für ihren künftigen Hausstand über den lachenden Freuden der Gegenwart; das durch Trinkgelder und andere Gelegenheiten auf eine leichte Weise Erworbene, wird eben so leicht wieder durchgebracht, an eine vernünftige Sparsamkeit, zu der es durch seine Erziehung nicht angeführt wurde, ist gar nicht zu denken. Vorzüglich ist das bei dem fremden Gesinde der Fall, das aus den benachbarten hannöverschen Dörfern und Flecken, sein Glück zu suchen, nach Bremen kommt, aber weit öfterer seinem Unheil entgegen zieht. Zu Hause bekam es oft nie so viel Geld auf einmal zu sehen, wie ihm hier an einem Tage geschenkt wird, es behält es in der Tasche, um bei der ersten Veranlassung einen Gegenstand des Putzes, dessen Glanz ihm lieblicher, wie der des Goldes schimmert, dafür einzutauschen. Gelegenheit zu einer vernünftigeren Anwendung wird ihm selten geboten. Es fehlt zwar nicht an Herrschaften, die, um diesem Unheil zu wehren, das Gesinde aufmuntern, sich

nachgrade von seinem Uebrigen ein kleines Kapital zu sammlen, und es bis zu den Zeiten künftiger Nothdurft zinslich zu belegen, auch selbst gern die Hände dazu bieten, aber wie selten wird ein solcher Vorschlag jetzt von dem Gesinde mehr angenommen? Einzelne Beispiele, wo es durch das unerwartet ausbrechende Fallissement des Hausherrn sein ganzes kleines Eigenthum einbüßte, haben dazu freilich eine traurige Veranlassung gegeben, und kein ganz ungerechtes Mistrauen erregt; aber dagegen liessen sich ja leicht Mittel ausfindig machen. Warum folgen wir nicht dem Beispiele mehrerer unserer benachbarten Städte, z. B. Hamburg und Oldenburg, wo durch öffentliche Ersparungskassen doch für den vernünftigeren Theil des Gesindes, der sich auch bei uns einer solchen Gelegenheit mit Freuden bedienen würde, thätig gesorgt wird. Es scheint, daß diese Anstalten bei uns noch unbekannter sind, wie sie es seyn sollten, ich benutze deswegen diese Gelegenheit, um einige meiner Mitbürger näher davon zu benachrichtigen,

vielleicht, daß das gute Beispiel zur Nachahmung reizt.

Die hamburgische Ersparungskasse macht einen Theil der dortigen allgemeinen Versorgungsanstalt *) aus, und wird von den jedesmaligen Direktoren derselben, unentgeldlich verwaltet, obgleich sie mit den übrigen Klassen jener Anstalt in keiner weiteren Verbindung steht.

Ihr Endzweck ist, nicht bloß Dienstboten, sondern jedem Unbegüterten überhaupt, eine Gelegenheit zu verschaffen, sein

---

*) Dieses treffliche, in seiner Art völlig einzige Institut, wurde in den Jahren 1773 bis 77 durch die Bemühungen der patriotischen hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, von Privatpersonen errichtet, und gleich nachher im Jahre 1778 vom Staate bestätigt. — Eine ausführlichere Beschreibung desselben haben wir hoffentlich künftig im hanseatischen Magazine zu erwarten.

geerbtes, oder von saurer Arbeit erübrigtes kleines Kapital zu Rathe zu halten, gegen eingebildete Bedürfnisse und Versuchungen zu anderweitiger unnützen Vergeudung zu bewahren, und bis auf den wirklichen Nothfall, sicher und so unterzubringen, daß es ihm doch auch noch einige Zinsen trage. Eltern können hier die in den Spaartöpfen ihrer Kinder müßig liegenden Pathengeschenke, Vormünder den etwanigen Zinsenüberschuß ihrer Pflegebefohlnen auch bei Kleinigkeiten so lange sicher zu belegen, bis dieser zu einem größeren Kapital angewachsen ist, u. s. w. Auch Auswärtige können Theil daran nehmen. Vorzüglich wird diese Casse indeß von dem hamburgischen Gesinde benutzt, und nützt demselben gewiß nicht bloß in ökonomischer, sondern auch in sittlicher Hinsicht. *)

---

*) Siehe Verhandlungen und Schriften der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe. 2r Band. Hamburg, 1793. Seite 159. Note, wo Herr Senator Günther versichert, daß damals

Die geringste Einlage ist 15 Mark, die höchste 150 Mark, da zur Unterbringung eines höheren Kapitals sich leicht eine sonstige Gelegenheit findet. Im Anfange eines jeden Monats ist die Verwaltung zur Annahme bereit, und ertheilt über die belegte Summe einen Empfangschein, den einer der Direktoren unterzeichnet. Dieser muß bei der Wiederforderung zurückgegeben werden, und gilt statt einer Obligation. Die Rückzahlung geschieht zu jeder Zeit, sobald sie verlangt wird.

Das Geld wird bei der hamburgischen Stadtkämmerei, oder auf Immobilien be-

---

mehrere hunderttausend Mark bloß von Dienstboten bei der Ersparungskasse wirklich belegt standen, und daß die Summe der seit 15 Jahren, bloß von Dienstboten in die Kasse eingelegten und wieder von ihnen erhobenen Geldes, sich auf mehrere Millionen belaufe. Vergleiche Ebendaselbst Seite 150, und im 1ten Bande derselben Verhandlungen u. s. w. Seite 395.

legt. Der Zinsfuß ist drei Procent, diese können indeß von dem Eigenthümer des Kapitals nicht eher erhoben werden, als bis er dieses selbst zurück verlangt, wo ihm denn alle seit der Belegung verlaufenen Zinsen zugleich mit ausbezahlt werden.

Mit dem Todestage des Einsetzers hören alle Zinsen auf, und das Eingesetzte wird den Erben mit den Zinsen bis dahin ausbezahlt.

Für die Administrationskosten wird bei der Einlage ein für allemal ein halb Procent von dem jedesmaligen Kapital abgezogen.

Der Bestand der Casse wird alle halbe Jahre öffentlich angezeigt.

Zu welchem Umfange diese wohlthätige Anstalt seit ihrer Entstehung gediehen sey, und wie sehr sie benutzt wurde, zeigt folgende Tabelle über den jedesmaligen Kassenbestand derselben.

	Eingelieferte Portionen jede zu 30 Mk.	Abgeholte Portionē jede zu 30 Mark.	Gebliebene Portionen, welche verzinset werden, jede zu 30 Mark.	
1781 März 1 bis 6 Termin	794$\frac{5}{6}$	107$\frac{1}{2}$	687$\frac{1}{3}$	
—— Spt. zum 7 T.	227	32$\frac{5}{6}$	zu 194$\frac{1}{6}$ -	881$\frac{1}{2}$.
1782 März „ 8 „	423	48$\frac{1}{2}$	„ 374$\frac{1}{2}$ -	1256
—— Sept. „ 9 „	292$\frac{5}{6}$	70$\frac{1}{3}$	„ 222$\frac{1}{2}$ -	1478$\frac{1}{2}$
1783 März „ 10 „	441$\frac{1}{6}$	116$\frac{1}{2}$	„ 324$\frac{2}{3}$ -	1803$\frac{1}{6}$
—— Sept. „ 11 „	503$\frac{1}{6}$	115$\frac{2}{3}$	„ 387$\frac{1}{2}$ -	2190$\frac{2}{3}$
1784 März „ 12 „	714$\frac{1}{2}$	116$\frac{1}{3}$	„ 598$\frac{1}{6}$ -	2788$\frac{5}{6}$
—— Sept. „ 13 „	1024$\frac{1}{3}$	152$\frac{1}{3}$	„ 872 -	3660$\frac{5}{6}$
1785 März „ 14 „	1226$\frac{1}{3}$	113$\frac{1}{6}$	„ 1113$\frac{1}{6}$ -	4774
—— Sept. „ 15 „	1028$\frac{5}{6}$	427$\frac{2}{3}$	„ 601$\frac{1}{6}$ -	5375$\frac{1}{6}$
1786 März „ 16 „	1442$\frac{13}{30}$	361$\frac{1}{6}$	„ 1081$\frac{8}{30}$ -	6456$\frac{13}{30}$
—— Sept. „ 17 „	1838	332$\frac{1}{2}$	„ 1505$\frac{1}{2}$ -	7961$\frac{14}{15}$
1787 März „ 18 „	2071$\frac{1}{5}$	470$\frac{1}{2}$	„ 1600$\frac{7}{10}$ -	9562$\frac{19}{30}$
—— Sept. „ 19 „	2178	707$\frac{1}{6}$	„ 1470$\frac{5}{6}$ -	11033$\frac{7}{15}$
1788 März „ 20 „	2032$\frac{1}{2}$	1000$\frac{1}{6}$	„ 1032$\frac{1}{3}$ -	12065$\frac{4}{5}$
—— Sept. „ 21 „	3100$\frac{1}{3}$	1609$\frac{1}{6}$	„ 1491$\frac{1}{6}$ -	13556$\frac{29}{30}$
1789 März „ 22 „	2269$\frac{1}{6}$	1969$\frac{5}{6}$	„ 299$\frac{1}{3}$ -	13257$\frac{19}{30}$
—— Sept. „ 23 „	1636	1196$\frac{5}{6}$	„ 439$\frac{1}{6}$ -	13696$\frac{4}{5}$
1790 März „ 24 „	1792$\frac{5}{6}$	1283$\frac{1}{10}$	„ 509$\frac{11}{15}$ -	14206$\frac{8}{15}$
—— Sept. „ 25 „	2518$\frac{1}{2}$	1235$\frac{1}{2}$	„ 1283 -	15489$\frac{8}{15}$
1791 März „ 26 „	2347$\frac{5}{6}$	1231$\frac{1}{2}$	„ 1116$\frac{1}{3}$ -	16605$\frac{13}{15}$
—— Sept. „ 27 „	2434$\frac{14}{15}$	1197	„ 1237$\frac{14}{15}$ -	17843$\frac{4}{5}$

	Eingelieferte Portionen jede zu 30 Mk.	Abgeholte Portions jede zu 30 Mark.	Gebliebene Portionen, welche verzinset werden, jede zu 30 Mark.
1792 März z. 28 T.	$3008\frac{11}{15}$	1182	z. $1826\frac{11}{15}$ – $19670\frac{8}{15}$
—— Sept. : 29 :	$3132\frac{1}{3}$	$1595\frac{1}{3}$	: 1537 – $21207\frac{8}{15}$
1793 Febr. : 30 :			$22667\frac{47}{60}$
—— Aug. : 31 :			$23419\frac{17}{60}$
1794 Febr. : 32 :			$24953\frac{37}{60}$
—— Aug. : 33 :			$25580\frac{5}{6}$
1795 Febr. : 34 :			26014
—— Aug. : 35 :			$26018\frac{4}{15}$
1796 Febr. : 36 :			$27229\frac{23}{30}$
—— Aug. : 37 :			$28238\frac{4}{5}$
1797 Febr. : 38 :			$29113\frac{61}{120}$
—— Aug. : 39 :			$29492\frac{1}{6}$
1798 Febr. : 40 :			$30554\frac{23}{30}$
—— Aug. : 41 :			$30423\frac{11}{30}$
1799 Febr. : 42 :			$29492\frac{1}{10}$
—— Aug. : 43 :			$28345\frac{17}{30}$

Auch seit dem letzten Termin erhielt die Ersparungskasse, deren ausserordentliche Wichtigkeit für Hamburg beim ersten Ueberblick dieser Tabelle in die Augen fällt, beträchtlichen Zuwachs. Bloß in einem

der letztverwichenen Monate wurden über 20000 Mark in kleinen Summen bei derselben belegt.

Die oldenburgische Ersparungskasse wurde im Jahre 1786 in der nemlichen Absicht wie die hamburgische, für das Herzogthum Oldenburg errichtet. Alle unvermögende Eingesessenen, (heißt es in der deswegen erlassenen herzoglichen Verordnung vom 1ten August 1786) Dienstboten, Taglöhner, Handwerksleute, Seefahrende, Soldaten und dergleichen, sollen berechtigt seyn, die Kleinigkeit, welche sie erübrigen, in diese Ersparungskasse zu legen, doch so, daß die einzulegende Summe zur Zeit nicht unter 36 Grote, und in dem Laufe eines halben Jahres nicht über 25 Reichsthaler, betrage. — Die Einsetzer oder deren Erben können zu jeder Zeit die eingeschlossenen Summen ganz oder zum Theil zurückfordern; so lange dieselben aber bei der Ersparungskasse belegt sind, werden ihnen für jeden Reichsthaler jährlich 2½

Grote, oder monatlich 1 Schwaren, also ungefähr $3\frac{1}{2}$ Procent an Zinsen vergütet.

Die Zinsen werden allemal, wenn das Kapital wieder gefordert wird, bei dessen Bezahlung, wenn es aber stehen bleibt, am 31sten December eines jeden Jahres dergestalt entrichtet, daß für die Einschüsse welche noch kein volles Jahr gestanden, der Betrag nach Monaten bezahlt wird; doch werden die Tage, welche keinen vollen Monat ausmachen, dabei nicht in Anschlag gebracht.

Diejenigen, welche ihre Zinsen stehen lassen wollen, können dieselben, sobald sie über 36 Grote betragen, zu Kapital machen, wovon ihnen die Zinsen vergütet werden. — Cessionen und Uebertragungen der Empfangscheine finden keine Statt, da die Einschußgelder zu jeder Zeit selbst zurückgefordert werden können.

Die Oberaufsicht und Verwaltung dieser Ersparungskasse ist dem Generaldirek-

torium des Armenwesens in der Stadt Oldenburg anvertrauet. Von den Armendirektionen der Kirchspiele werden die Gelder angenommen und wieder ausbezahlt, auch die jährlichen Zinsen entrichtet. *)

Ueber die Wohlthätigkeit solcher Anstalten für diejenigen, welche Theil daran nehmen, verliere ich kein Wort weiter; aber die Ansicht, daß auch der Staat, und besonders eine Handelsstadt, durch den auf eine solche Weise verursachten, größeren Umlauf einer ansehnlichen, sonst in kleinen Portionen unbenutzt ruhenden Summe baaren Geldes, einen bedeutenden Vortheil erhalte,

---

*) Mehrere kleine Schriften, Ankündigungen u. s. w. sowohl die hamburgische als oldenburgische Ersparungskasse betreffend, welche ich durch die Güte einiger auswärtigen Freunde in Händen habe, stehen denjenigen unter meinen Mitbürgern, die sich näher davon zu unterrichten Lust haben sollten, gerne bei mir zur Einsicht zu Dienste.

verdient, besonders in unsern Tagen, wo wir uns kaum von dem Schrecken eines solchen Mangels erholt haben, doch auch wohl einige Aufmerksamkeit.

So manches öffentliche bürgerliche Institut, so manche wohlthätige Privatanstalt zur Versorgung der Nothleidenden, so manche Wittwen- und Waisenkasse wird in unserer Vaterstadt durch patriotische Bürger mit Mühe und Sorgfalt unentgeldlich verwaltet — gewiß, es werden sich unter uns auch Männer finden, die zum Besten der dienenden Klasse eine kleine Aufopferung von Zeit und Arbeit nicht scheuen.

Geschrieben im Februar 1800.

J. Smidt.

VIII.

Etwas über die Ursachen der letzten Handlungskrise und ihren Einfluß auf Bremen. *)

Auch der bremische Handel hat sich im Laufe des gegenwärtigen Krieges ausserordentlich erweitert, und wenn man ihn mit dem Zustande vergleicht, in welchem er sich noch etwa vor 20 Jahren befand, eine völlig veränderte Gestalt bekommen. Von dem direkten amerikanisch westindi-

*) Die hier zusammen gestellten Angaben und Nachrichten verdanke ich größtentheils der Unterstützung einiger meiner geschätzten Mitbürger, und unter diesen, mehrerer einsichtsvollen Kaufleute, die meiner unvollständigen Kenntniß dieser Angelegenheiten zu Hülfe zu kommen, die Güte hatten.

schen Handel, der jetzt unsere vorzüglichste kaufmännische Betriebsamkeit in Bewegung setzt, wußte man damals nichts, die Schiffe der Bremer besuchten keine aussereuropäischen Häven, bloß nach Grönland und der Straße Davis gingen jährlich einige Schiffe auf den Wallfisch- und Seehundsfang ab. Die Produkte des amerikanischen Kontinents und der beiden Indien erhielten wir nur durch Zwischenhandel mit solchen europäischen Nationen, die sich im Besitze jener auswärtigen Kolonien und Etablissements befanden. Die englischen, französischen, spanischen und holländischen Häven, waren in dieser Hinsicht die besuchtesten Marktplätze der Bremer.

Gegen das Ende des amerikanischen Krieges machten einige hiesige Handlungshäuser zuerst den Plan, eine Expedition nach St. Thomas zu unternehmen, um dadurch in nähere Verbindung mit den westindischen Inseln zu treten, aber noch ehe die Schiffe absegelten, kam die Nach-

richt des Versailler Friedens an. Man hielt es nun den damaligen Konjunkturen für gemäßer, die Schiffe mit ihren Ladungen nach Nordamerika zu bestimmen, allein der Erfolg dieser Spekulation war so widrig, daß die Unternehmer beinahe $\frac{7}{8}$ der Einlage dabei einbüßten. — Eine andere Unternehmung wurde um die nemliche Zeit nach Ostindien gemacht, durch deren Erfolg die Eigenthümer zwar schadlos gehalten wurden, aber doch keinen solch beträchtlichen Vortheil hatten, der zu wiederhohlten Spekulationen dieser Art hätte reizen können.

Die einmal angeknüpften Verbindungen mit Nordamerika wurden indessen seit dieser Zeit fortgesetzt, auch mit St. Thomas einige direkte Geschäfte gemacht. Dies war aber bis zu dem Ausbruche des jetzigen Seekrieges 1793 von keiner sonderlichen Bedeutung, wo dieser bisher als Nebensache getriebene Handel bei den unaufhörlich steigenden Preisen aller amerikanischen und westindischen Waaren, ein

reichliches Feld zu den ausgebreitetesten Spekulationen darbot. Alles drängte sich nun, diese, vielleicht bald vorübereilende, Gelegenheit in ihrem Fluge festzuhalten, und auch zu seinem Vortheile zu benutzen; vorzüglich war das in den vier letztern Jahren der Fall, wo sich unsere Schiffahrt überhaupt bedeutend vermehrte. *)

Möglich wurde eine so beträchtliche Ausbreitung dieses Handelszweigs:

1. Durch den verhältnißmäßig vergrößerten Waarenabsatz. — Wenn die Landausfuhr der Bremer sich

*) Die Zahl der auf der Weser angekommenen Schiffe, deren Ladung für Bremen bestimmt war, betrug:

im	Jahre	1793	—	432	Schiffe.
=	=	1794	—	356	=
=	=	1795	—	415	=
=	=	1796	—	1078	=
=	=	1797	—	1020	=
=	=	1798	—	964	=
=	=	1799	—	1024	=

in Friedenszeiten nach dem Laufe ihres Flusses richtete, wenn sie nur einen Theil von Ober- und Niedersachsen, Hessen und Westphalen mit den Produkten Amerikas und Westindiens zu versorgen hatten, so erhielten unsere Kaufleute jetzt, da die Engländer Hollands Häven sperrten, und die Rheinfahrt unsicher geworden war, Bestellungen aus dem größten Theile des südwestlichen Deutschlands, die Gegenden am Ober- und Niederrhein, Schwaben, ein Theil von Franken und Bayern, selbst die Schweiz, zogen von hier eine große Menge dieser Waaren. Einzelne Transporte von Zucker und Kaffee, gingen sogar über Land bis nach Triest. Diese Ausfuhr beschränkte sich nicht einmal auf Deutschland, auch nach Holland und Frankreich wurden große Ladungen, theils für eigne, theils für gemeinschaftliche hamburger und bremer Rechnung abgeschickt, und dort mit bedeutendem Vortheile verkauft.

2. Trug die Leichtigkeit, womit man diejenigen deutschen Produkte, gegen welche

die amerikanischen eingetauscht wurden, auf einen langen Kredit kaufen konnte, sehr viel dazu bei, daß es auch jungen Kaufleuten, die keinen großen Geldsfond besaßen, möglich wurde, sich an dergleichen große und weitläuftige Unternehmungen zu wagen. Die schlesischen, westphälischen und sächsischen Leinen, unsere beträchtlichsten Ausfuhrartikel, kaufte man vor dem Kriege von den Fabrikanten und inländischen Engroshändlern nur gegen baares Geld; seitdem diese aber angefangen haben, sich hier Kommissionäre zu halten, deren Interesse es erfordert, große Bestellungen zu machen, erhalten die Käufer 6 bis 12 und mehrere Monate Kredit gegen 5 Procent, in welcher Zeit die Waaren sehr oft schon wieder zu Gelde gemacht werden können.

3. Benutzten viele Häuser ihren großen Wechselkredit, und machten dadurch mit wenig baarem Gelde die bedeutendsten Geschäfte. So trassirten z. B. die Amerikaner für ihre abgeschickten Waaren auf den bremischen Käufer auf 60

Tage Sicht in London zahlbar. Gegen die Zeit des Verfalls aber wurde von London wieder auf 2½ oder auf 3 Monate auf Hamburg trassirt, und da die Waaren gewöhnlich eben so früh anlangten, als die Wechsel akceptirt wurden, so konnten jene leicht in diesen 4½ bis 5 Monaten zu Gelde gemacht, und diese dann bezahlt werden. Sogenannte Hülfswechsel, (Gefälligkeitswechsel, Societätswechsel, Freundschaftswechsel, Kellerwechsel) wurden ebenfalls in großer Menge kreirt und in Umlauf gesetzt, die, so lange der Kredit der Interessenten nicht wankte, die Stelle des baaren Geldes vertraten.

Auf diese Weise wurde der Handel nach Amerika, den westindischen Inseln, Surinam u. s. w. von hier sehr häufig betrieben; besonders einträglich war er in den Jahren 1797 und 98, wo er denen, welche ihn nur mit einiger Geschicklichkeit zu führen wußten, in der Regel 30 bis 40 Procent und oft noch weit beträchtlicheren Vortheil gewährte. An Verlust war

damals fast gar nicht zu denken; die Zahl der Unternehmungen mehrte sich daher von Tage zu Tage.

Im Grunde waren diese aber doch dem wirklichen Geldfond, mit welchem sie unternommen wurden, nicht völlig angemessen, und konnten deswegen nur so lange gut gehen, als die amerikanischen und westindischen Produkte hier einen prompten Absatz fanden, als die Waaren nicht plötzlich so beträchtlich fielen, daß sie dem Einkaufspreise gemäß, nicht mehr mit Vortheil verkauft werden konnten, und als die Wechselcirkulation durch geschwächten Kredit nicht in Stockung gerieth. An diesen Klippen scheiterte denn auch im vorigen Herbste so manche bedeutende Spekulation. Die beiden ersten hatte man gegen die Zeit der Beendigung des Krieges erwartet, und ihnen, weil sie wahrscheinlich nur nachgrade entstehen würden, einigermaaßen begegnen zu können, gehofft, aber so früh waren gewiß wenige auf ihre Erscheinung vorbereitet. Die Stockung der

Wechselcirkulation war eine natürliche Folge derselben, und mußte ihren Einfluß um so bedeutender äussern, je plötzlicher und unerwarteter sie zum Vorschein kam.

Zum Beweise der obigen Behauptung, daß die Größe der Unternehmungen dem ihr zur Basis liegenden Geldfond nicht völlig angemessen war, mag folgendes dienen. Gesetzt, daß vor dem Kriege unsere kaufmännischen Geschäfte mit der Summe des damals vorhandenen baaren Geldes in gleichem Verhältnisse standen, diese Geschäfte sich aber, um nur wenig anzunehmen, während des Krieges verdoppelten, so erforderte diese Vermehrung schon einen doppelt so starken Fond, wie der erste war. Da aber die westindischen und amerikanischen Produkte, (die, wie oben gesagt, den Haupthandel ausmachten) auf den dreifachen Preis, zum Theil noch höher stiegen, *)

*) Caffee von mittler Sorte galt vor dem Kriege etwa 15 Grote das Pfund, und stieg während desselben bis auf 40 Grote und drü=

und Fracht und Assekuranz gleichen Schritt damit hielten, so wurde zur Betreibung der Geschäfte ein sechsfach größeres Kapital erfordert. Das Verhältniß des jetzigen Bedürfnisses des baaren Geldes zu dem

---

ber, gelber Havannahzucker von 8 Grote bis auf 24, ordinairer amerikanischer Blättertoback von 4 Grote bis auf 24 - 28. Die Assekuranz für eine Fahrt von hier nach Nordamerika und zurück, betrug vor dem Kriege gewöhnlich $3\frac{1}{2}$ Procent, und stieg während desselben bis auf 15 Procent. Die Frachten vertheuerten sich in dem nemlichen Verhältnisse. Vor dem Kriege wurde für ein Faß Toback von Amerika auf hier, gewöhnlich 40 - 45 Schilling Sterling bezahlt, im Jahre 1799 stieg sie bis auf 120 Schilling Sterling. Man konnte eine Zeitlang auf 1 Pfund Toback $2\frac{1}{2}$ Grote Fracht rechnen. Auch die Landfrachten stiegen sehr. Für den Caffee, der von hier zu Lande nach Triest geschickt wurde, bezahlte man 14 Grote Fracht für das Pfund. Die Lagermiethe in der Stadt wurde während der großen Waarenüberhäufung auf das drei- und vierfache erhöht; Fuhrlohn beinahe um die Hälfte, u. s. w.

ehemaligen, war also wie 6 zu 1, und an einen solchen zunehmenden baaren Gewinn, der diesem Verhältnisse angemessen gewesen wäre, ist doch gar nicht zu denken.

Dazu muß man auch noch das mit in Anschlag bringen, daß, je länger der Krieg dauert, und je entfernter die Gegenden sind, wohin die Handlung getrieben wird, die Geschäfte um so verwickelter, die auswärtigen und hiesigen Lager um so viel mehr angehäuft werden, und die Konkurrenz den Absatz erschwert. Um das Lager zu räumen, muß oft unter dem gewöhnlichen Preise mit einem langen Kredit verkauft werden, wodurch denn schon ein beträchtlicher Theil des Gewinnstes verlohren geht.

Ferner, so prompte und augenblickliche Hülfe auch die Wechselreiterei dem ersten Anschein nach, leistet, so bedeutend wird der Schaden, den sie bei einem lange Zeit fortgesetzten Gebrauche verursacht. Von den hier zahlbaren Hülfswechseln, die

zum Theil erst gegen Verfallzeit in Bremen eintrafen, beliefen sich die jährlichen Zinsen zwar nur etwa auf 5 bis 6 Procent, aber bei denen, welche hier kreirt wurden, und zum Theil gleich nach ihrer Geburt auswärts gingen, verlohr man, besonders im Jahre 1799, an 125 Thaler auf 2 Monate über Holland, und an 135 Thaler auf 2 Monate über Hamburg, gewöhnlich 2½ bis 3 Thaler und oft noch mehr. Je bedeutender nun die Unternehmungen waren, die ohne großen Fond von hiesigen Kaufleuten gemacht wurden, desto häufiger sah man sich genöthigt, dergleichen Hülfsmittel zu benutzen, und die Leichtigkeit diese anzuwenden, reizte wieder zur Vergrößerung jener. Dadurch entstand denn nachgrade eine solche Waarenüberhäufung, daß, sobald der Absatz nur ein wenig stockte, die totale Verwirrung aller Geschäfte nicht mehr zu vermeiden war.

Diese Waarenüberhäufung hatte indeß nicht bloß übertriebene Spekulationen der Bremer zur Ursache, sondern vorzüglich die

mit jedem Jahre vergrößerten Kommissionssendungen der Amerikaner für deren eigne Rechnung, wofür sie zum Theil gleich auf ihre hiesigen Kommissionäre trassirten, und diese dann dadurch auch oft in die Nothwendigkeit setzten, sich durch neu fabricirte Wechsel Geld zu verschaffen. Auch darf man zur Entschuldigung der hiesigen Spekulanten nicht vergessen, daß sie sich wegen der weiten Entfernung größtentheils genöthigt sahen, ihren dortigen Faktoren die Wahl der Retouren mit weniger Einschränkung zu überlassen. Vorzüglich übertrieben die Amerikaner die Sendungen in Toback für eigne und hiesige Rechnung. *)

---

*) Wahrscheinlich fand sich der amerikanische Landmann durch vermehrte Nachfrage gereizt, seine Felder mit den gesuchtesten Waaren zu bestellen, und der amerikanische Kaufmann, sie zum Vertrieb in Kommission zu senden. Beide berechneten das europäische Bedürfniß unrichtig, und bewirkten dadurch die Ueberhäufung und den daraus folgenden Abschlag der Waaren.

Ausserdem steigerten noch mancherlei sonstige Ursachen das Misverhältniß zwischen dem Umfange des bremischen Handels und dem wirklichen Geldfond womit er geführt wurde. — Es sind größtentheils die nemlichen, welche auch in Ansehung Hamburgs Platz fanden, und durch die dortigen Schilderungen derselben, dem Publikum schon hinlänglich bekannt sind, ich erwähne ihrer deswegen nur mit wenigen Worten.

Nicht sowohl im Jahre 1799 als 1798 und schon früher, litten mehrere bremische Handlungshäuser vieles durch englische und französische Kapereien ihrer Schiffe, meistens solcher, die beladen nach Amerika, Westindien und den Häven des mittelländischen Meeres fuhren, oder von da zurückkehrten. Mit der Kondemnation oder Losgebung dieser Schiffe, wurde gewöhnlich lange gezögert; die dadurch bewirkte Entbehrung eines großen Kapitals drückte manche Häuser auch noch in den folgenden Jahren, und nöthigte sie zu ausserordent-

lichen Hülfsmitteln. — Die Ungerechtigkeiten und Räubereien dieser Kaper kannten eine Zeitlang gar keine Gränzen. Fehlte das mindeste an den Schiffspapieren, so wurden Schiff und Ladung konfiscirt, und bei Appellationen an höhere Gerichte das Urtheil gewöhnlich bestätigt. Es ging so weit, daß mehrere Malagaer und Cadirer Häuser eigne Kaperböte hielten, um die Schiffe aufzubringen, die ihnen ihre Waaren brachten, welche man nach einer getroffenen Verabredung frei in ihre Häven liefern mußte. Es ist fast beispiellos, daß ein solches Schiff, das man dann der Regel nach, unter dem nichtigsten Vorwande konfiscirte, wieder frei gegeben wurde. Das spanische Gouvernement hatte den französischen Konsuln das Recht der Verurtheilung solcher Prisen überlassen, und wenn diese nun, wie man versichert, bei dergleichen Spekulationen selbst interessirt waren, so darf man sich über den Erfolg nicht wundern. Erst vor kurzem hat der spanische Hof dies ihm so natürlich zustehende Recht wieder reklamirt. In Eng-

land, wo die Gerichte nur eine kurze Zeit des Jahres ihre Sitzungen halten, schadeten die Verzögerungen mehrerer Jahre fast eben so viel, wie die französischen Ungerechtigkeiten. Da ein solcher Schaden indeß meistens nur einzelne Häuser traf, so kann man den Einfluß desselben auf die Handelsstockung doch so gar hoch nicht anschlagen.

Auch der frühe und lange Winter von 1798 – 99, der viele Schiffe, die man noch hier erwartete, in andere Häven einzulaufen und dort zu überwintern nöthigte, hatte, ausser sonstigen Nachtheilen, den Einfluß, daß die Preise während des Zurückbleibens vieler Waaren, noch höher stiegen, und dadurch noch mehrere Spekulationen veranlaßten.

Daß der Luxus der bremischen Kaufleute einen bedeutenden Einfluß auf die nachmaligen Fallissements einiger derselben gehabt habe, läßt sich, einzelne Ausnahmen abgerechnet, gewiß nicht behaupten. Freilich hat der Aufwand seit einigen Jahren

unter uns zugenommen, aber doch nicht im Mißverhältnisse mit dem vergrößerten Erwerbe. Mit Kleidern, Mobilien, Equipagen u. s. w. wird hier noch immer ein sehr unbeträchtlicher Luxus getrieben. Eher dürfte man über die eingerissenen hohen Commerzspiele, welche dadurch zu Hazardspielen werden, sich beklagen, aber dies betrifft doch auch nur immer Einzelne. Weit mehr hat der Aufwand der niedern und mittlern Klassen, z. B. Handwerker, Taglöhner, u. s. w. unter uns zugenommen, als der der Kaufleute.

Vorzüglich war es aber der immer zunehmende Mangel an Absatz, was die Waarenüberführung im Herbste 1799 so drückend machte; der Krieg, die zugefrornen Flüsse hemmten schon im Anfange dieses Jahres in vielen Gegenden Deutschlands den Transport. Die Schweiz und die Rheinländer zogen wenig oder gar nichts mehr von hier. Die hohen Preise hatten an vielen Orten Ersparungen erzeugt, man bestellte nur so viel, als man grade

zur Zeit nöthig hatte, weil alles auf Abschlag hoffte. Von dem Runkelrübenprojekte erwartete man eine Diversion zur Bewirkung niedrigerer Zuckerpreise. Toback wurde hie und da, z. B. im Hessischen und auf dem Eichsfelde fleißiger wie sonst angebauet; man sann auf Kaffeesurrogate und dergleichen mehr.

Schon bei den ersten öffentlichen Waarenauktionen im Frühlinge 1799, bemerkte man einen Unterschied im Vergleiche mit den vorigjährigen Preisen. Die Kauflust nahm immer merklicher ab. Indessen war der Absatz doch noch leidlich bis gegen die Zeit der englischen Invasion in Holland. Von dieser erwarteten die dortigen Kaufleute einen freieren Verkehr mit England, und dadurch erniedrigte Waarenpreise. Die Bestellungen hörten auf, und mit ihnen auch die Kommissionssendungen, welche von hier dahin abgegangen waren. Die gesperrte Wattenfahrt nach den Niederlanden machte diese Stockung vorzüglich fühlbar, und so geschwind ließen sich andere

Mittel, unsere Kommunikation mit jenen Gegenden zu erleichtern, nicht anwenden.

Sobald nun die Ausfuhr mit der Einfuhr in ein solches Mißverhältniß gerieth, mußte die Waarenüberhäufung mit jedem Tage zunehmen, der Gang der Handelsgeschäfte immer schleppender werden. Aus dem Mangel an Absatz entstand Geldmangel, aus diesem Abschlag der Waaren, die nun, um nur Geld zu machen, zu jedem Preise losgeschlagen werden mußten. — Das alles erschütterte den Kredit, die Seele des Handels. Die Wechselreiterey mußte unter solchen Umständen noch stärker betrieben werden, wie zuvor, aber diese und ähnliche Hülfsmittel waren schon vorher zu stark benutzt, sie thaten keine hinlängliche Wirkung mehr, die Krise näherte sich ihrem Ausbruche. Plötzlich fallirte ein großes hamburger Haus, welches beträchtliche Summen für hiesige Kaufleute *)

*) Auf den bloßen Kredit dieser Kaufleute, ohne daß dieselben bereits Deckungen dahin angeschafft hatten.

in blanco angenommen hatte, die dadurch sehr in Verlegenheit gesetzt wurden; mehrere Bankerotte in Hamburg, und andere in London und Amsterdam folgten, die bei ähnlichen Ursachen ähnliche Folgen bewirkten. Die Wechsel kamen nun protestirt zurück, und da der Werth von den Trassenten und Indossenten nicht sogleich angeschafft, oder hinlängliche Bürgschaft dafür geleistet werden konnte, so stockten auch hier mehrere Häuser. — Die auf beträchtliche Summen roulirenden Wechsel, welche vorher, so lange sie noch zu mehreren oder minderen Diskont untergebracht werden konnten, die Stelle des baaren Geldes vertraten, verlohren nun mit Ausnahme einiger wenigen, bei denen solide Häuser interessirt waren, allen Kredit. Die verfallnen Papiere konnten jetzt nicht mehr durch neu kreirte, sondern nur durch das, was sie repräsentirten, durch Geld eingelöst werden, und die große Nachfrage, die nun nach demselben entstand, machte es seltner wie es im Grunde war. — Durch beängstigende Nachrichten aus Hamburg,

daß dort nur wenige Häuser stehen bleiben würden, wuchs der Miskredit von Tage zu Tage, eine panische Furcht vor möglichen noch größeren Unfällen bemächtigte sich aller Herzen. Das Mistrauen wurde immer allgemeiner, und dadurch das Uebel immer ärger. Wer noch Baarschaften besaß, wollte sie nicht allein nicht in Umlauf setzen, sondern suchte sich aus Besorgniß, daß er nächstens ähnlichem Mangel ausgesetzt seyn dürfte, noch so viel mehrerer zu bemächtigen, als er nur irgend habhaft werden konnte.

Zur Ehre vieler unserer ersten Häuser die sich mit diskontiren beschäftigen, sey es indeß gesagt, daß sie diese Umstände nicht zum Nachtheil ihrer Mitbürger benutzten, sondern mit dem ihnen irgend entbehrlichem Gelde gute Wechsel, nicht höher als zu dem gewöhnlichen Diskont von 5 Procent, ankauften. Nur Einzelne, denen eine solche Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kasse gar zu reizend war, sollen in wenigen Fällen den Diskont auf 12 bis

18 Procent getrieben haben. — Es wurde im Ganzen aber wenig diskontirt. Ueberhaupt dachte man während dieser Zeit fast an gar keine Geschäfte. — Für Millionen Waaren lagen ohne Nachfrage hier, man ließ zu äusserst niedrigem Preise *) nur so viel öffentlich oder unter der Hand gegen baares Geld verkaufen, als man grade zur Einlösung seiner fälligen Wechsel bedurfte.

---

*) Der Caffee fiel jetzt bis auf 26 Grote herunter, gelber Havannahzucker bis auf 8 Grote, amerikanischer Blättertoback auf 7 Grote. — Wenn man bedenkt, daß der Caffee über Amerika ungefähr 35 Grote, der gelbe Havannahzucker, der größtentheils auch über Amerika aus der zweiten Hand kam, etwa 17 Grote, und der Toback etwa 14 Grote frei bis hier kostete, so sieht man, wie bedeutend an diesen Waaren verlohren wurde. Der Caffee, den man direkt von Domingo und Surinam hohlte, kam indeß etwa um die Hälfte wohlfeiler im Ankaufe, und der Zucker, der direkt aus der Havannah kam, etwa um ein Drittheil.

Man kann nicht behaupten, daß die hamburgischen Fallissements die hiesigen eigentlich bewirkten, vielleicht haben im Gegentheil die Hamburger mehr bei diesen gelitten, da mehrere bremische Kaufleute auf die mit ihnen in Verbindung stehenden dortigen Häuser für eigne Rechnung trassirten, ohne Deckung dafür anzuschaffen, aber veranlaßt und beschleunigt wurden die hiesigen Unfälle allerdings durch die zahlreichen hamburgischen Bankerotte.

Zu förmlichen Fallissements kam es so bald noch nicht bei uns, aber die Zahlungen vieler Häuser stockten für einige Zeit, sehr viele kamen in übeln Ruf, einige riefen ihre Kreditoren in der Stille zusammen, um sich mit ihnen so gut wie möglich zu vergleichen. *)

---

*) Wirklich pro moratorio eingekommen, sind hier vom September 1799 an bis März 1800 nur 7 Häuser, von denen bis jetzt nur bei einem ein konkursmäßiges Verfahren eingetreten ist. Ungefähr 10 - 12, unter welchen

Mit jedem Tage wurde nun jene Stockung ärger, und drohte unserm Handel einen gänzlichen Ruin. Die schleunigsten Hülfsmittel wurden dadurch erforderlich, und von allen Seiten beeiferte man sich mit vereinigten Kräften zu ihrer Anwendung. Auf den 27ten September wurde ein Bürgerkonvent angesetzt, dem aber zur Beschleunigung der Sachen schon von einigen Mitgliedern des Raths und der Bürgerschaft vorgearbeitet wurde. Auch in den Verhandlungen dieses Konvents wich man, um der allgemeinen Noth willen, von der üblichen langsamen Form

---

einige sehr unbedeutende, haben ihre Zahlungen eingestellt. Mehrere derselben werden hoffentlich bald wieder im Stande seyn, ihre Kreditoren zum vollen befriedigen zu können, welches von einigen bereits geschehen ist. Das gesammte Deficit dieser Fallissements läßt sich, da die wenigsten Sachen schon in Ordnung gebracht sind, nicht mit Bestimmtheit angeben. Einem ungefähren Ueberschlage zufolge, dürfte es sich kaum auf eine halbe Million Thaler belaufen.

etwas ab, und brachte so mit voller Uebereinstimmung in wenig Stunden einen Beschluß zu Stande, der durch seine eben so schnelle Ausführung bald die heilsamsten Folgen gewährte. Vermöge dieses Konventsbeschlusses wurde eine Deputation von 4 Mitgliedern des Raths, und 12 der Bürgerschaft niedergesetzt, welche zur Wiederherstellung des allgemeinen Kredits und des im Handel stockenden Geldumlaufs, Vollmacht erhielt, für eine Million Thaler öffentliche Staatsbillets von 1000, 750, 500 und 250 Thaler zu verfertigen, *) welche der Staat gegen Verpfändung von Waaren in Umlauf setzen und garantiren solle. Gegen diese durfte nun jeder seine vorräthigen Waaren verpfänden, doch so, daß derselben, durch beeidigte Taxatoren angeschlagner Werth, doppelt so viel betrug, wie die Summe der Billets, welche

---

*) Von einer aus vier Mitgliedern derselben bestehenden Subdeputation, wurden diese Billets unterzeichnet, und mit dem Stadtsiegel versehen.

er dagegen erhielt. In Ansehung solcher Waaren, von denen sich ein baldiger bedeutender Abschlag befürchten ließ, wurde sogar das dreifache angenommen, ausserdem mußten die Waaren gegen Feuersgefahr versichert werden, und der Eigenthümer die Kosten der Ein- und Rücklieferung stehen. Von den Staatsbillets wurde indessen nur der vierte Theil ausgegeben, die drei übrigen Viertheile aber den Pfandgebern auf den Büchern der Deputation zu Gute geschrieben, so, daß sie ihre Posten, nach Art einer Girobank, an jedem Werktage ganz, oder zum Theil, jedoch nicht unter 250 Thaler, auf andere übertragen lassen konnten. Die äusserste Zeit der Einlösung gegen Zurückgabe der Waaren wurde für die letzteren auf 6 Monate, und für die cirkulirenden Staatsbillets auf 3 Monate nach dem Tage des Empfangs, der auf jedem derselben angegeben wurde, bestimmt. Eine frühere Einlösung blieb der Willkühr des Pfandgebers überlassen, doch so, daß wenigstens auf einmal für 2000 Thaler an Werthe, oder

der Betrag von 1000 Thaler in Billets eingefordert werden mußte. Die Deputation wurde in diesem Falle zu einer neuen Schätzung der Waaren befugt, damit die Sicherheit des Staats ungefährdet bliebe. Den Rückabtrag konnte der Pfandgeber durch baares Geld oder durch Abschreiben auf den Büchern der Deputation, wie auch durch die Zurücklieferung der Staatsbillets leisten; dabei hatte er die Summe der in den Büchern der Deputation für ihn bewahrlich ruhenden Billets, dem Staate für 6 Monate mit 5 Procent jährlicher Interessen zu verzinsen. — Die ausgegebenen Billets durften wie andere Wechsel diskontirt werden. Als die äusserste Zeit der Annahme solcher Pfandschriften wurde der 30te November festgesetzt, falls die bestimmte Summe nicht schon früher vollständig wäre.

Am 27ten September wurde dieser Beschluß gefaßt, und die deswegen niedergesetzte Deputation nahm sich der Ausführung desselben mit so unermüdetem Eifer und so uneigennützigem Patriotismus an, daß schon

am 1ten Oktober die ganze Anstalt in Ordnung gebracht war und von jedem benutzt werden konnte, welches dann auch gleich sehr häufig geschah.

Sie zeigte bald eine erwünschte und die Erwartung Mancher noch übertreffende Wirkung. Viele Häuser, die durch ungeheure Waarenlager genirt waren, konnten nun ihre Engagements erfüllen, und setzten viele andere durch sie wieder in Verwirrung gebrachte, ebenfalls dazu in Stand. Das weitere Sinken der Waarenpreise, welches sonst unvermeidlich gewesen wäre, unterblieb nun, und der Kredit fing nachgrade an sich wieder zu erhohlen. *)

Die cirkulirenden Staatsbillets beförderten den Geldumlauf sehr, und würden

*) Wäre indeß nicht zu gleicher Zeit in Hamburg durch ähnliche zweckmäßige Anstalten einem weiteren Sinken der Waarenpreise vorgebeugt worden, so würden auch die unsrigen diesen guten Effekt nicht so bald hervorgebracht haben.

von jedem der ihre Solidität kannte, gern zu 5 Procent diskontirt.

Auch die Waarenbank wirkte auf das Zweckmäßigste für das Allgemeine, wenngleich dies Mittel einigen theuer zu stehen kam, die, weil sie durchaus baares Geld nöthig hatten, und ihre großen, in der Stadt ausstehenden, Forderungen nur in der Bank gut geschrieben erhalten konnten, dann an der Börse für ihre zu negotiirenden auswärtigen Wechsel 1 bis 2 Procent gegen Bankzahlung mehr geben mußten, als sie gegen baares Geld würden nöthig gehabt haben.

Drei bis vier Wochen daurete es wohl, bis die Bankzahlung mit dem baaren Gelde pari wurde, und sogleich war auch Ueberfluß an baarem Gelde wieder da. So ist es auch noch jetzt, ja es roulirt in diesem Augenblicke mehr baares als Bankgeld, weil dies durch successive Einlösung der versetzten Waaren sich sehr vermindert hat, und bald ganz verschwinden wird. Die Bankverschrei-

bungen werden sogar von vielen, der Bequemlichkeit wegen, vorgezogen und gesucht.

Es war nicht einmal nöthig, für eine volle Million Staatsbillets zu verfertigen, denn die sämmtlichen eingelegten Waaren wurden nur ungefähr für 1600000 Thaler taxirt, mithin nur für 200000 Thaler an cirkulirenden Staatsbillets ausgegeben und für 600000 Thaler zur Sicherung des Umschreibens in der Bank bewahrlich aufbehalten.

Zur Einlösung der cirkulirenden Staatsbillets waren schon vor Ablauf ihrer Zeit 90000 Thaler wieder eingelegt und alle Empfänger derselben, bis auf einen Einzigen, haben das Ihrige zu dieser Einlösung völlig unaufgefordert beigetragen, so, daß der Staat gar nicht in den Fall gekommen ist, von den eingelegten Waaren öffentlich etwas verauktioniren lassen zu müssen. Dem Zeitpunkte, wo auch die noch übrigen bei der Bank verpfändeten Waaren eingelöset werden müssen, welches schon von einem großen Theile geschehen ist, sieht man ebenfalls mit völliger Ruhe entgegen.

Man hat sich an die Bequemlichkeit dieser Bankzahlungen schon so gewöhnt, daß die Frage: ob die Errichtung einer ordentlichen Girobank nicht für Bremen rathsam seyn dürfte, hier jetzt ernsthafter wie je zur Sprache gekommen ist. Wirklich beschäftigt sich auch in diesen Tagen schon eine aus mehrern Mitgliedern des Raths und der Bürgerschaft bestehende Deputation mit einer näheren Untersuchung derselben. Die Meinungen sind indeß sehr getheilt darüber. Auf jeden Fall dürfte es rathsam seyn, das erste Etablissement einer solchen Bank so einfach wie möglich einzurichten, und die weitere Gestaltung derselben dann, durch eigne Erfahrung belehrt, den örtlichen Verhältnissen gemäß, näher zu bestimmen.

Geschrieben im März 1800.

J. Smidt.

IX.

Vermischte Nachrichten aus verschiedenen Reichsstädten.

I.

Briefe eines Reisenden über Lübeck.

Erster Brief.

Sie sehen mich jetzt, lieber Freund, in der alten hanseatischen Stadt, die aus dem Vermächtnisse der vorigen Jahrhunderte ihre Reichsfreiheit und Wohlhabenheit in die neuern Zeiten hinübernahm, und wenn sie gleich jetzt die politische Rolle nicht mehr spielt, wie einst als Präsidentin des merkantilischen Bundes, dennoch zu den bedeutendsten im nördlichen Deutschland gezählt werden kann. Schon von weitem macht sie einen ganz eignen Eindruck durch die Menge von gothisch emporstrebenden Thürmen, die, zumal von gewissen Seiten, wie auf einen Punkt zusammen gebannt scheinen, und ich glaube schwerlich, daß eine Stadt in Europa, ausgenommen Konstantinopel, ihrer so viele im Verhältnisse ihres Platzes zählt. Wenig-

stens übertrifft sie in diesem Thurmreichthume ihre beiden hanseatischen Schwestern, und wenn man die Dignität des Hauptes nach der Krone schätzen will, unter der es sich versteckt, so verhält sich ihr Aufsatz etwa zu den übrigen, wie die dreifache Krone des Pabstes zu denen der weltlichen Monarchen. Dieser Luxus von Gebäudemassen springt denn auch noch mehr in die Augen, wenn man diese Stadt in der Nähe sieht. Steine und Kalch sind in ihr vergeudet, und es scheint, der solide Reichthum ihrer Bewohner mußte sich auf diese Weise in soliden Massen vor den Augen der Zeitgenossen enthüllen. Wäre nur alles im modernen Geschmacke, sähe man nur korinthische und römische Säulen, italienische Kuppeln, symmetrische Anordnung der Formen, läse man nur in ihnen ein gut geschriebnes Kompendium der Baukunst! Aber von Ihrem Vitruvius keine Spur! Wild ist alles durch einander geworfen, wie die Berge der Schöpfung, giebt und verlangt kein andres Gefühl, als das Gefühl des Staunens über die Menschenhand, die mühevoll einen Fels auf dem andern zum Himmel hinaufthürmte! Dies ist vielleicht der einzige Charakter der nördlichen gothischen Baukunst, im Süden scheint das Klima ihre Rauhigkeit gemildert, und mit künstlichem Schmuck mehr befreundet zu haben, daß sie sich gefällt in fantastischen Kränzen und Perlen und Ringen, die sie vom Scheitel bis zum Fuß wie eine Votiosäule umgeben. Alle kleinlichen Verzierungen verschmäht sie, wo Sturm und Regen

das schöne Kleid verderben, und ihr dadurch nur Verdruß machen würden. In gleichem Geiste sind auch alle alten Wohnhäuser angelegt, trotzend der Witterung, stark wie die Ritter des Zeitalters, aber auch ohne einladende Eleganz und Feinheit des Benehmens. Schultergiebel, die Treppenartig das Auge zum höchsten Standpunkt hinaufführen, wo es nichts weiter als öde Gebirgsrücken der Dächer und unter ihnen neue emporsteigende Massen erblickt! Hinter den Giebeln dunkle Dielen, oder wenn Sie ein griechisches Wort wollen, Propyläen, und neben ihnen noch dunklere Zimmer, in denen die hanseatische Familie ihre Rechnungsbücher durchmustert, und an die Schiffe denkt, welche über's Meer fahren! Alles ganz im Gegensatze des Römers gebauet, welcher wünschte, daß jeder der Vorübergehenden sehe, was er in seinem Hause treibe, ganz im Gegensatze einer Pariser Modedame, die sich gern ans Fenster lehnt, um die Vorübergehenden zu bemerken, und bemerkt zu werden. Die Frühlingssonne scheint das Eis der Mauern nicht schmelzen, die Dunkelheit der Wohnung nicht aufhellen zu können.

Aber der umbildende Weltgeist hat auch allmählig diese antike Gestalt der Stadt verwandelt. Allenthalben erblickt man zwischen den Gliedern der alten Gebäude die lachenden Aussenseiten der neuen. Sie haben sich zum Theil nach der gänzlichen Zerstöhrung des Alten emporgehoben, zum Theil stützen sie sich als Aufsätze auf den festen Gründen

des alten Fundaments, und bleiben in dieser Amalgamation, bis etwa eine neue Schöpfung sie wieder verwirft, gleich der gesammten menschlichen Kultur. Uebrigens hat mich ihr friedliches Nebeneinanderstehen sehr vergnügt, und giebt eine angenehme Abwechselung, welche die Monotonie der ganz regelmäßigen Städte gewiß nicht gewährt. Was neu war, fand ich in einem guten Geschmacke, und dürfte ich von dieser Aussenseite Lübecks auf die Bildung ihrer Einwohner schließen, so möchten sie sichs eben nicht reuen lassen, daß noch manches einen alten Schnitt behielt, wenn nur das Neue, was sie anbaueten, gut und brauchbar ist. Meine Denkungsart lautet, wie Sie sehen, sehr tolerant, und unter den Bilderstürmern mit Philosophie und ohne Philosophie würde sie freilich keine sonderliche Rolle spielen.

Von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt, die man als Reisender stets auf der Schnur haben muß, wie der Katholik seinen Rosenkranz, sah ich, während meines kurzen Aufenthalts, nur weniges, und Sie werden damit, als einem sokratischen Mahle, vorlieb nehmen, da ich überdem ein schlechter Erzähler aller solcher Dinge bin, und nicht als ein gelehrter Reisebeschreiber haarklein die Geschichte jedes Orts im Kopfe habe, wie sie in Büchern gedruckt steht, auch nicht als ein neugieriger Reisebeschreiber alle Sterbelisten mittheile, wie sie vom Küster aufgeschrieben sind. Sie wollen indeß etwas wissen, und Ihr Wille ist mir Befehl, meine Vernunft

gefangen zu nehmen und in aller Thorheit Ihnen was ich sah, hörte und dabei dachte, mitzutheilen. Bis jetzt bin ich nicht weiter gekommen, als den Hansesaal, auf dem sich die Deputirten der Hansestädte ehmals zu versammlen pflegten, und den Audienzsaal, wo sich der Lübecksche Magistrat noch jetzt versammelt. Beide Säle sind ein wahres Gegenstück, wie Sie hören werden, und lassen Sie es sich nicht verdrießen, durch ein ermüdendes Detail zu dem Resultat zu kommen, daß es wirklich so ist, wovon Sie vielleicht a priori schon längst überzeugt waren.

Man führte mich eine steinerne Treppe in die Höhe, deren Stufen mit Einschnitten versehen sind, um Pferde hinaufzubringen. Nach einer Tradition sollen auch wirklich einst ganze Haufen Reiterei ihren Weg über diese Treppe genommen haben, um oben Turniere zu halten. Das klingt abentheuerlich genug, und verriethe große Umständlichkeit für einen kleinen Zweck; und da ich als ein aufgeklärter Mann, unmöglich etwas annehmen darf, was nicht historisch erwiesen und ausgemacht ist, so scheint mir das Ganze wenig glaublich. Wie aber dennoch diese Einschnitte dahin kommen, die ganz so sind, wie man sie sonst für Pferde machte, überlasse ich Ihrer kritischen Konjektur. Bemerken Sie nur beliebigst, daß jetzt die Beschreibung interessant wird, da wir durch zwei große Flügelthüren in den Hansesaal eintreten. Auch hier gehen noch wieder Stufen in die Höhe, und es scheint, die alten Erbauer sind entweder große

Liebhaber vom Steigen gewesen, oder sie haben auch die Erhabenheit als Charakter des Saals nicht besser auszudrücken gewußt, als durch Treppen, wie manche Dichter ihren erhabnen Flug durch aufgethürmte Worte zu erkennen geben. Wir sind endlich oben, und sehen hinein in den vierzehn Fenster langen Saal, dessen Ziegelsteine zu unsern Füßen die Frühlingssonne bescheint. In ihm müssen Sie sich nun ein ganzes hanseatisches Concilium denken, das über die Wohlfarth der Handlung gemeinschaftliche Beschlüsse faßt. Es sitzt in einer Abtheilung des Saals, die mit Brettern belegt ist, zu denen man von den Ziegelsteinen auf ein paar Stufen hinaufsteigt, und auf Bänken, die künstlich genug für die hohen Anwesenden eingerichtet wurden. Zwei Reihen von Deputirten sehen sich einander ins Gesicht, müssen aber schon rednerisch ihre Stimme erheben, wenn sie sich einander verständlich machen wollen, die dritte durchschneidet jene beiden perpendikular mit ihren Augenwinkeln. Wahrscheinlich sind aber die Debatten nicht grade in dieser genauen Ordnung geführt worden, sondern die heftigern Patrioten sind aufgestanden, haben ihrem Eifer freien Lauf gelassen, und für das Wohl der Hansa keine Worte gespart. Sonderbare Verzierungen findet man an den Seitenlehnen der Bänke, es sind nemlich gothische hölzerne Kirchthürme in Miniatur, die aber dessen ungeachtet, doppelte Mannshöhe haben. Man konnte sich wohl an diesen spitzen Formen und Nadelhölzern

der Baukunst nicht satt sehen! Am Fuße der Thürme steht zu beiden Seiten des Eingangs der Sitze ein Löwe mit dem Stadtwapen, welches hier überhaupt in einer ungeheuren Menge anzutreffen ist. Nicht allein an den Thüren des Eingangs und den Wänden des Saals, sondern auch an allen Fensterscheiben und dem ganzen Plafond wimmelt es von doppelten Adlern, die mit ihrer Reichsphysionomie dem Hinaufschauenden Stoff zu Betrachtungen geben, und einen Anhang zu Lavaters Fragmenten liefern würden. Um sie desto besser zu übersehen, ist der Plafond in einen Halbzirkel gewölbt und mit Brettern ausgetäfelt, so, daß also der ganze Saal ungefähr die Form eines nach dem Diameter der Basis in die Länge durchschnittenen Cylinders giebt, und der Adlerbetrachtende Mensch immer im Centro steht, um jedem Vogel, als Individuum, gleiche Aufmerksamkeit zu gönnen. Ich habe mit vieler Anstrengung darüber nachgedacht, was wohl der wahre Sinn dieser Veranstaltung seyn mögte, und bin hauptsächlich auf folgende Hypothesen gerathen. Fürs erste können die Adler in der Peripherie, und der Mensch im Centro, ein schickliches Sinnbild des menschlichen Lebens seyn, wo wir auch mit unsern Augen nach der Richtung aller Radien umherschweifen, und mit jeder neuen Richtung am Ende nichts finden, als was wir schon längst vorher sahen. Die nemliche Physionomie, die nemlichen Flügel und die nemlichen Krallen stoßen uns immer wieder auf, so wie wir unsern Lebenslauf unter

der ausgemalten Himmelsdecke der Welt vollenden! Fürs zweite liegt in dieser Adlermenge eine deutliche Charakteristik des hanseatischen Bundes dem sie angehörten. Wie der Adler sich hoch über die Wolken erhebt, voll Vertrauen auf seine Schwingen, und von dort mit scharfem Blick selbst das Kleinste wahrnimt, was unter seinen Füßen vorgeht, so hob sich auch der Bund, voll Vertrauen auf die Kräfte des Goldes, und beobachtete mit wachsamer Politik alles, was zu seinem Schaden oder Wortheil ausfallen konnte. Aber er glich nicht nur einem Adler, er war vielmehr eine Verbrüderung derselben, in welcher jeder einzelne grade den nemlichen Gesichtspunkt hatte, und in seiner merkantilischen Denkungsart seinem Nachbar so ähnlich sah, wie ein Wapenadler dem andern. Vielleicht deutet auf diese Erhabenheit des Gesichtspunkts und das Weithinausgehende der Pläne auch der Weltglobus, der auf einem antiken Gestell vor den Sitzen aufgepflanzt steht, und jetzt freilich mit Staub beschmutzt ist, aber damals mit frischillumirten Farben die drei bekannten Welttheile zeigte. Fürs dritte endlich gebe ich Ihnen eine historische Hypothese. Kaiser Friedrich II. ertheilte der Stadt, nach dem Jahre 1226, das Privilegium, auf ihrem Schilde einen Reichsadler zu führen, welches sonst nur aus zwei Farben, roth und weiß, bestanden hatte. Dünkt es Ihnen nun nicht sehr wahrscheinlich, daß die Stadt aus besonderer Achtung für die kaiserliche Gnade sie an allen Pfosten und Fenstern und Decken verewigte? Als nun

in dem nemlichen dreizehnten Jahrhunderte der hanseatische Bund seinen Anfang nahm, und die erste Versammlung der Hansedeputirten gehalten wurde, mußte da nicht der Dekorationsmaler ihres Vereinigungsplatzes mit republikanischem Eifer die Adler seiner Fantasie, so viel ihrer waren, sichtbar darstellen? Mußte er nicht alles übrige Zierwerk als Nebensache vergessen, und mit nie ermüdendem Pinsel auf das wahre Merkzeichen der Freiheit hindeuten? Mir wenigstens ist es ganz begreiflich, wie er des Hinzauberns nie überdrüßig werden konnte, so wie die hanseatischen Verbündeten des Sehens!

Aehnliche Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände die eine Beziehung auf fürstliche Häupter hatte, beweist der auf einen langen Streif Papier in Wasserfarben gemalte und über den Sitzen an die Wand geklebte Einzug Kaiser Matthias I. Er hat freilich weit später seinen Platz gefunden, als die Adler, da der Einzug erst 1617 vorfiel. Ich dachte natürlich, daß die Ankunft des Kaisers Matthias I. als eine Hauptepoche der Lübeckschen Geschichte zu betrachten sey, und staunte nicht wenig, als ich an der Tafel, die über den Bildern befestigt ist, mit goldnen Buchstaben geschrieben fand: „Abkontrafacktur des römischen Kaisers Matthias I. welcher am Tage Jacobi auf der Elbe im großen Triumph angekommen und in die Festung Dresen ins Churfürstliche Schloß gezogen und eingeführet worden.“ Noch jetzt weiß ich nicht, was dieses Ereigniß so wichtig für einen republikanischen Staat

machte, aber die vielen Pferde, Knechte, Heerpauker, Drommeter, Grafen, Spießjungen, Kammerjunker, Lakayen, Räthe und Narren, deren Namen über ihren Häuptern stehen, nehmen mich jetzt nicht mehr Wunder. Eines phantasirenden Reisenden Aufmerksamkeit hat sich vorzüglich auf die Narren gerichtet, als er dies Gemälde des Hansesaals betrachtete, und ich finde dies auch so uneben nicht, da in unserm Zeitalter der Vernunft ja der Narren so wenige sind, daß man sie geflissentlich aufsuchen muß; aber ich bin überzeugt, lieber Freund, Sie hätten sich eben deswegen mit den Grafen und Fürsten beschäftigt. Freilich beklage ich mit ihnen, daß jetzt die Narrheit nicht mehr personificirt zu haben ist, und aus Mangel dieser Digression der Vernunft, die Vernunft selbst Gefahr läuft, angesteckt zu werden; allein bei einem großen Einzuge der Menschheit durchs Lebensthor, würde man doch den nemlichen Anblick haben, wie beim Einzuge des Kaisers Matthias, nur daß die Charakteristik nicht so deutlich darüber stünde, und man statt des erwähnten einsilbigen Wortes, Ihro Hochwürden, Wohlgebohren oder Durchlaucht lesen müßte. — —

Die Fortsetzung folgt im nächsten Bande.

2.

Nürnbergs Erbaristokratie, ihre allmählige Bildung, ihre traurigen Folgen.

Mein Freund!

Die Allerhöchst Kaiserliche Hochpreißliche Subdelegationskommission, welche gegenwärtig sich hier befindet, hat Sie auf Nürnberg auf das neue aufmerksam gemacht, hat Sie veranlaßt, von mir zu verlangen, daß ich Ihnen einige Erläuterung darüber geben möchte, wie die Regierungsverfassung der Reichsstadt Nürnberg zu einer Erbaristokratie wurde. Ihrem Verlangen habe ich nun zu genügen gesucht, so weit es meine Kenntnisse der Vaterlandsgeschichte und die Quellen, welche mir zu Gebote stunden, gestatteten. Da ich, wie Sie wissen, nicht das Glück habe, von rathsfähigen Familien abzustammen, so sind die Archive des Staats, die Aemter ꝛc. für mich eine — Terra incognita.

Ich hätte zwar hie und da noch mehr sagen können, wollte aber alles andere, wozu es mir an hinlänglichen Beweisen fehlte, mit Stillschweigen übergehen, um Sie von meiner unpartheiischen Gerechtigkeitsliebe zu überzeugen. Was bedarf es auch weiter Zeugniß, daß eine Erbaristokratie traurige Folgen haben müsse, da die Anwesenheit einer hochpreißlichen Subdelegationskommission selbst dafür zeugt? Wer weiß es nicht,

daß Manches doch wahr ist, wenn es gleich nicht bewiesen werden kann? — Wer weiß es nicht, daß man dem Schriftsteller, der die Wahrheit spricht, oft auf die Finger klopft, wenn er sie auch gleich beweiset? — Was hat also der Schriftsteller zu erwarten, der das, was man nicht gerne hört oder lieset, ohne hinlängliche Beweise vorbringt??

Wenn Sie dieses bedenken, so werden Sie Sich für jetzt mit dem, was ich zu geben vermochte, begnügen lassen. Vielleicht ist die Zukunft den Forschern der Nürnbergschen Geschichte günstiger; vielleicht hört in der Folge diese Art der Geheimnißkrämerei auf; vielleicht wird auch dem unpatriotischen Bürger in kommenden Zeiten erlaubt, Blicke in die Heiligthümer der Archive zu werfen, als — eine erwünschte und erfreuliche Wirkung einer hochpreißlichen Subdelegationskommission. — Vielleicht werde ich in der Folge in den Stand gesetzt, Ihre Wißbegierde befriedigender stillen zu können.

Nürnberg, im Jänner des Jahrs 1800.

---

§. 1.

Nach der Constitution fand in Nürnberg kein Adel statt.

In ältern Zeiten fand in Nürnberg kein Adel statt. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß adeliche Familien von jeher in Nürnberg gewesen sind, aber ihre ehemaligen Mitglieder thaten auf den Adel Verzicht, und

begnügten sich mit den Würden und mit den Vortheilen, die der Bürger erwarten kann. Die Befehdungen der adelichen Plaker, denen ihre Vorfahren, als Mindermächtige, nicht hinlänglichen Widerstand leisten konnten, zwangen sie, hinter den festen Mauern der Städte Sicherheit und Schutz zu suchen. Was Wunder, wenn der Schwäbische Landadel Augsburg, und der Fränkische Landadel Nürnberg zum Zufluchtsorte wählte, da der Handel beider Städte frühzeitig in großem Flor stand, und ihm die angenehme Hofnung gewährte, für die Aufopferung des Adels durch den Besitz großer Reichthümer hinlänglich entschädigt zu werden? — Daß der Adel keinen besondern Stand, keinen Vorrang, keine Vorrechte und keinen Titel in Nürnberg nach der Konstitution verschaffe und mit sich bringe, mögen folgende Bemerkungen erweisen:

1. Der bloße Adel gewährt nicht einmal die Würde des Patriziats; denn nicht alle geadelte Personen gehörten oder gehören zu den Patriziern. In den alten Verzeichnissen der Rathsglieder findet man viele unadelliche Namen.

2. In Nürnberg ertheilten von jeher nur Bürgerliche Aemter und Würden, Vorrang und Titel. Bei dem nun aufgehobenen, jährlichen Losungsschwören, bei der Leistung des Bürgergehorsams, bei allen Rathsverlässen, bei den Losungszetteln, und bei andern Gelegenheiten, wenn die Namen der Bürger verlesen werden, werden bloß diejeni-

gen, welche in Aemtern oder Würden stehen, als z. E. Konsulenten, Doktoren, Kirchenlehrer u. s. w. mit dem Worte „Herr“ beehrt. Adeliche hingegen, sie mögen zum Patriziat gehören oder nicht, erhalten das Prädikat „Herr“ nicht. — Ein gleicher Fall findet auch bei den übrigen Prädikaten statt. Ein Reichsschultheiß, der vorderste Senator, wenn er gleich von uraltem Adel und vom Reichsfreiherrnstande ist, bekommt dennoch nach seinem Tode auf der Leichtafel nur das Prädikat: Hochedelgebohren, wie der unterste Senator.

3. Da im Jahre 1386 Heinrich Grude als Reichsschultheiß verstarb, und der Burggraf zwei Drittheile der Gefälle des Reichsschultheißenamts vom Kaiser Karl IV. Pfandweise erhielt, wollte er nicht, daß künftig mehr Bürger — (also wurden diejenigen, welche von adelichen Familien abstammten, nicht mehr als Adeliche betrachtet) — von Nürnberg bei solchem Amt, denen vom Adel sollten vorgezogen werden; er brachte es auch bei Kaiser Wenzel dahin, daß dieser verordnete, hinführo jederzeit einen Rittermäßigen vom Adel zum Reichsschultheißen zu erwählen. Von dieser Zeit an findet man auch keinen Nürnbergischen Bürger mehr als Reichsschultheißen, sondern lauter Ritter.

4. In den ältesten bekannten Polizeiordnungen trift man nicht die mindesten Spuren von verschiedenen Klassen oder Ständen an. Gebote und Verbote sind allgemein;

sie sprechen ohne Unterschied von Bürgern und Inwohnern.

5. Die ältesten Beschlüsse des Nürnbergischen Senats beginnen mit den Worten: „Die Bürger vom Rath befehlen ꝛc.“ In spätern Zeiten fingen sie also an: „Wir Bürgermeister und Rath befehlen ꝛc.“ Hierauf folgten nach und nach folgende Eingangsformeln: „Ein ehrbarer und weiser Rath ꝛc.“ — „Ein edler und weiser Rath ꝛc.“ — „Ein wohledler und wohlweiser Rath ꝛc.“ — „Ein hochedler und hochweiser Rath ꝛc.“ — und erst in den neuesten Zeiten: „Ein hochlöblicher Magistrat ꝛc.“

6. Bei dem Stechen der Ehrbaren Gesellen, das ist, der vornehmsten und angesehensten Bürgersöhne, durfte keiner seinen Knecht in seine Farbe kleiden, bei Strafe 5 Pfund Heller. Adliche waren allezeit befugt, ihre Knappen, das ist, Waffenträger, in ihre Farbe zu kleiden. Daraus folgt wieder, daß in Nürnberg damals kein Adel statt fand. — Das Wort „Gesellenstechen“ selbst, giebt diesen Unterschied an, welches, wenn es von Adelichen gehalten wurde, Turnier hieß.

7. Auch im 16ten Jahrhunderte wußte man von adelichen Geschlechtern nichts, wohl aber von ehrbaren Geschlechtern. Jede Familie war rathsfähig, wenn auch noch keine Person aus ihr vorher in den Rath gewählt worden war. Familien, deren Mitglieder sich durch Reichthümer, durch Besitzungen liegender Güter, durch Talente, Erfahrungen, Ver-

dienste, rc. vor andern Mitbürgern ausgezeichnet hatten, wurden in den Rath gewählt. Daher kommt es, daß oft von einer Familie 3, 4 Personen zu gleicher Zeit zu Rath giengen.

8. Es war keinem Senator — (die beiden Losunger ausgenommen) — verboten, Handel rc. zu treiben. *) Das Saigern, nebst dem Kupfer- und Eisenhandel, trieben noch im vorigen Jahrhunderte viele Familien in Nürnberg, wie weiter unten mehrere Beispiele solches erweisen werden. — Wem ist es aber unbekannt, daß der alte deutsche Adel den Reichsstädtischen Geschlechtern die Gleichbürtigkeit streitig machte, weil sie alle andere Akquisitionsmittel, ausgenommen Erbschaft, Erheirathung und Raub, für erniedrigend hielten??

9. Man findet sogar Beispiele, daß selbst Losunger, ob sie gleich, nach der Konstitution, mit dem Handel sich nicht befassen sollten, an dem, ehemals so blühenden Handel Nürnbergs, Antheil nahmen. Zuerst soll hier die Pflicht der beiden Losunger mitgetheilt werden.

„Pflicht der beiden Losunger." **)

Vnd welcher also zu dem Stand der vördersten 2 Losunger erwält vnd aufge-

---

*) Hardegen Tucher, wurde alter Genannter 1456. Aber der Kaufmannschaft wegen des Raths erlassen 1457.

**) Losungsamt, welches das aerarium publicum verwaltet, und in welchem die bürgerlichen Abgaben

„nommen wird, wo der oder die mit Kaufmannshändel verwandt wären, der oder dieselbe sollen solch ihre Kaufmannshändel förderlich abstellen, und sich derselben ganz entäußern, also, daß er oder sie, die Kaufmannsgüter, so er oder sie noch unvertrieben oder unverkauft dazumal vorhanden waren, oder hätten, zum förderlichsten verkaufen vnd anwenden sollen, vnd darüber hinführo, alldieweil er solches Amts vnd Stands unentledigt ist, kein Gewerb noch Kaufmannshändel durch sich selbst noch jemand anders von seintwegen treiben noch üben. Doch mag jener, den sie beide ein oder merende ein Summa Geld in Gesellschaft legen zu Gewinn oder Verlust, doch also, daß er oder sie, mit Ihr selbs Person nichts kaufen noch verkaufen, kein Gewerb noch Handel treiben, weder mit ihrem eignen oder ander Leute Gut. Auch mit Rath, Hülf noch Beistand von in kaufen noch verkaufen, auch kein Muthe noch Arbeit zu gelehntes Gelds oder Geschäfts halber nicht helve.“

Wir wollen nun Beispiele anführen, daß von dieser Konstitution abgewichen worden ist:

Erwählt. Duumviri oder Losunger.

1536 (19. Apr.) Leonhard Tucher.

---

zusammenfließen. Die Personen, welche darüber gesetzt sind, heißen Losungherren, Losunger. — Jetzt (1800) ist dies Amt aufgehoben, und in eine Rentkammer verwandelt worden.

„Diesem wurde dabei erlaubt, seinen Schwägern und Vettern der Handlung halber zu rathen.“

1579 (9. Apr.) Balthasar Dörrer.

„A. 1578 den 20. März, hat man befohlen, in der Losunger Pflicht den Passum der Kaufmannshändel, so fern sie demselben verwandt, fürderlich abzustellen, bei Herrn Dörrer auszulassen, und ihn zu dispensiren.“

1589 (31. Mai) Andreas Imhof.

„Er hat wegen der Handlung davor gebeten, (sich diese Stelle verbeten); es wurde ihm aber deßhalben ad tempus dispensirt.“

10. Erst gegen Ende des 17ten Jahrhunderts, und um den Anfang des 18ten Jahrhunderts suchten die Patrizier den Adel ihrer Familien geltend zu machen. Vor dieser Zeit hielten sie es für eine Ehre, Nürnbergische Patrizier zu seyn; nach dieser Zeit schämten sie sich fast dieses Vorzugs, und stellten überall, wo es nur immer thunlich war, ihren Adel zur Schau. Was Wunder, wenn ihr Adelstolz immer das Ziel der Reisebeschreiber war, nach dem sie die Pfeile des Witzes abschossen? —

Erst in den neuesten Zeiten ließen sich einige patriziatische Familien bei der fränkischen Reichsritterschaft immatrikuliren.

§. 2.

Wie sich in Nürnberg nach und nach eine Erb-aristokratie gebildet hat.

In den ältern Zeiten wuste man also in Nürnberg nichts von einem Adel. Die Regierungsverfassung in Nürnberg, wie in andern Reichsstädten, war demokratisch. Die Bürgerschaft erwählte, wie in allen Reichsstädten, also auch in Nürnberg, den Rath aus ihrem Mittel. Man wählte solche Bürger, welche, weil es damals eine Seltenheit war, lesen und schreiben konnten, in Handelsgeschäften, Gewerben rc. sich Kenntnisse erworben hatten u. s. w. in den Rath. Nürnberg hatte seinem blühenden Handel vorzüglich viele Familien zu verdanken, die aus ihrem Schooße brauchbare Männer für die Staatsgeschäfte hergeben konnten. Ein Nürnbergischer Chronist schrieb: „Wie die alten Annales mit sich bringen, so sind einhundert vnd zehen vnd mehrere Geschlechter gewest, aus denen der Rath erwählt worden.“ Diese Geschlechter hieß man die ehrbaren Geschlechter.

In so ferne also nur Männer von Ansehen, von Erfahrung, von Talenten rc. in den Rath gewählt wurden, kann man die Regierungsverfassung Nürnbergs eine aristokratische nennen. „Diese scheint, sagt der Oberste Weiß,*) die dauerhafteste Verfassung seyn zu müssen, und die Geschichte beweiset, daß sie

---

*) Philosophische, politische und moralische Grundsätze. Bd. 3. S. 43. f.

der größten Anstrengungen fähig ist, wenn das Verdienst, und nicht blos die Geburt, zu Macht und Ansehn führt. Es ist die friedlichste, die gemäßigteste Verfassung." ꝛc. Dieser glücklichen Staatsverfassung hat Nürnberg ehemals seinen Wohlstand, seine Bevölkerung, den Flor seines Handels, die Industrie seiner Einwohner, den Reichthum an Künstlern, Gelehrten ꝛc. zu verdanken. — Sobald man aber von dieser beglückenden Konstitution abwich, sobald die Aristokratie in eine Erbaristokratie ausartete, fieng der Wohlstand Nürnbergs an zu sinken, zumal da in der Folge noch von Außen her unglückliche Umstände eintraten.

„Die Erblichkeit der Aristokratie ist nach Montesquieu's, Rousseau's und mehrerer anderer großen Politiker Meinung, die schlimmste unter allen Verfassungen, unstreitig, weil in keiner alle Keime des wahren Verdienstes mehr erstickt werden, und eben dadurch nach und nach der Unterthan bis zur untersten Stufe der Schwäche, der Unwissenheit und des Sittenverderbnisses herabgewürdigt wird." *)

Es wird, wenigstens für die Nachwelt, belehrend seyn, wenn gezeigt wird, wie sich nach und nach in Nürnberg die Erbaristokratie gebildet hat.

1. Reichthum hat oft Uebermuth in seinem Gefolge. Der Uebermuth schämt sich

---

*) Weiß, a. a. O.

der Mittel, die ihm zum Reichthum förderlich waren. Man sucht seine Reichthümer auf andere Art zu vermehren; man will vor andern Bürgern hervorragen und glänzen; man blickt verächtlich auf ärmere Mitbürger herab; man gebraucht alle Mittel, um sich von den Mitbürgern immer unabhängiger zu machen; man zieht die einträglichsten Staatsämter an sich; man verwaltet sie nach Willkühr; man läßt sich angelegen seyn, nur Söhne und Verwandte um und neben sich im Rath, in den Staatsämtern ꝛc. zu haben; man läßt sich privilegiren, um wegen der Verwendung des öffentlichen Staatsvermögens *) nicht verantwortlich zu seyn; man sieht bei Besetzung der Staatsämter nicht auf Alter, nicht auf Erfahrung, nicht auf Rechtschaffenheit, nicht auf Talente; Reichthum, Macht, Nepotismus, entscheiden über Aemterfähigkeit; Reichthum und Macht erbt der Sohn vom Vater, und zugleich — Rathsstellen und die wichtigsten Staatsämter. Und nun — sieht man im Senat (welches Wort vom lateinischen senex, alt, abstammt) Jünglinge sitzen; nun giebt es eine Erbaristokratie. — Dieß ist im Allgemeinen der Gang, den die Nürnbergische Aristokratie nahm, sich eine Erblichkeit zu verschaffen. Die Nürnbergischen Geschichtbücher liefern uns aber noch einzelne Data, um

*) Wie in Nürnberg der Fall ist, wo sich der patriziatische Rath das bekannte Privilegium Fridericianum hat ertheilen lassen.

die aufgeworfene Frage hinreichend beantworten zu können.

2. Hier ist der erste bekannte Schritt zum Ziele der erblichen Aristokratie:

„Anno 1521 ist bei den Aeltern Herren (nicht bei dem Senat, nicht bei den Genannten, *) nicht bei der Bürgerschaft) in der Stadt Nürnberg erklärt und gemacht worden, welche Geschlecht auf dem Rathshaus von gar Alters her getanzt haben, vnd noch tanzen sollen, vnd ist zuvorderst verordnet, daß die gar alten Geschlecht, welche Anno 1332 für alte Geschlecht zuzulassen erkannt, auch im alten Rathsbüchlein beschrieben gefunden worden sind, wie dieselben nach einander benennt:

Erste alte Geschlecht.

1. Pfinzing die Alten. 2. Ebner. 3. Haller. 4. Grundherren. 5. Tucher. 6. Koler. 7. Holzschuher. 8. Behaim. 9. Stromair. 10. Nüzel. 11. Muffel. 12. Schopper. 13. Schürstab. 14. Mendel. 15. Volckamer. 16. Grossen.

Andere Geschlecht, so zu den Alten zugelassen.

17. Gruber. 18. Groland. 19. Tezel. 20. Derrer. 21. Paumgarten. 22. Pinkamer. 23. Rumel. 24. Pömer. 25. Rieser. 26. Imhof. 27. Kressen.

---

*) Die Genannten sind der Ausschuß der ganzen Bürgerschaft.

Dritte Geschlecht, so hernach zugelassen.

28. Löffelholz. 29. Hegam. 30. Priestern. 31. Meichßner. 32. Reuchel. 33. Zingel. 34. Harsdörfer. 35. Hirschvogel. 36. Zollner. 37. Röhlinger. 38. Toppler. 39. Wolfen. 40. Hüttner. 41. Welser. 42. Hürer. 43. Schlüsselfelder.

Diese neben verzeichnete Geschlecht, so dem Rath und gemeiner Stadt dienen, sollen vor andern den Vorgang haben, und geehrt werden, solchergestalt, daß sie und ihre Nachkommen dieser alten wohlhergebrachten Ehre sich gebrauchen mögen."

Diese 43 Geschlechter, weil sie nicht alle zu Rath gehen konnten, waren noch zu viele, um eine Erbaristokratie bilden zu können. Man ließ daher mehrere Familien nach und nach aussterben, ohne neue Familien rathsfähig zu machen.

3. Die mächtigsten dieser Familien wußten in der Folge die mindermächtigen Familien vom Rath zu verdrängen, und von demselben auszuschliessen. Auch hievon sollen hier einige Beispiele aufgestellt werden.

„Thomas Reichel ward junger Bürgermeister 1534, wurde 1536 wieder aus dem Rath gewählt, gieng keiner nach ihm ferner zu Rath."

„Wilhelm Rummel, Stadtgerichtsassessor, wurde alter Genannter 1571 den 18. Apr., junger Bürgermeister 1574 den 13.

Apr., kam heraus 1576 den 25. Apr., gieng keiner nach ihm ferner zu Rath."
„Hieronimus Schürstab, alter Genannter 1576 den 25. Apr., junger Bürgermeister 1577 den 10. Apr., kam heraus 1584 den 3. Apr., nach ihm gieng keiner von seinem Stamm mehr zu Rath."

„Als in der Folge ein Schürstab, der von dem alten Schürstabischen Geschlecht herstammen wollte, und dessen Vorfahren so herabgekommen seyn sollten, daß sie Handwerke lernen mußten, um Verneuerung des Patriziatsdiploms bei kaiserlicher Majestät ansuchte und es wirklich bekam, so wurde er in einen Proceß verwickelt, und als er seine Abstammung nicht förmlich rechtlich erweisen konnte, das erschlichene Diplom kassirt. Allein, als er ein neues Diplom, welches ihm der Kaiser, vermöge seiner Machtvollkommenheit, ertheilte, ausgewirkt hatte, so setzte sich der Rath gleichwohl dagegen, parirte auch den kaiserlichen Rescripten vom 28. Jan. 1701, vom 7. Apr., 1. Jun. und 5. Aug. 1729 nicht sogleich, sondern wußte es so einzuleiten, daß der Schürstabische Sohn Georg Wolfgang, der nun durch den Prozeß in Vermögensabnahme gekommen, auf eine Rathsstelle und die Rathsfähigkeit renuncirte, und sich mit der Stadt-Almosens-Amtspflege begnügte." S. Bemerkungen über die Nürnbergische Staatsverfassung. (1793. 8.) 1. H. S. 15.

„Heinrich Toppler, jünger Bürgermeister 1475, gestorben 1476, keiner von diesem Geschlecht ist ferner zu Rath gegangen; der letzte Toppler aber starb erst 1687 als Amtmann im Ungeld."

4. In ältern Zeiten, obgleich viele rathsfähige Familien waren, sind manchmal drei von einer Familie zugleich zu Rath gegangen, ja sogar im Jahr 1343 vier Pfinzinge zugleich Bürgermeister gewesen. Hier sind die Beweise:

„1342 waren 3 Vorchtel Bürgermeister.
1343 " 4 Pfinzinge.
1345 " 3 Holzschuher und 3 Haller.
1349 " 3 Haller.
1352 " 3 Pfinzinge und 3 Ebner.
1354 " 3 Stromer, genannt zur Rosen.
1355 " 3 Vorchtel.
1359 " 3 Ebner.
1360 " 3 Holzschuher.
1367 " 3 Ebner.
1381 " 3 Pfinzinge, wovon einer alter Genannter war.
1382 " 3 Stromer und 3 Pfinzinge, der dritte von beiden war alter Genannter.
1383 " 3 Haller.
1399 " 3 Groß Bürgermeister.
1403, 1410, 1411 und 1412 waren 3 Haller und 3 Stromer in dem Rath, wovon immer einer alter Genannter war.
1413 waren 3 Pfinzinge, 3 Haller und 3 Mendel Senatoren, von jeder Familie aber war einer alter Genannter.

1414 waren 3 Stromer, 3 Pfinzinge und 3 Haller in dem Rath, jedoch war von jeder Familie ein alter Genannter.

1415 war das nämliche.

1416 waren noch 3 Haller und 3 Stromer in dem Rath, wovon einer alter Genannter war.

1417 waren ausser den 3 Hallern und 3 Stromern auch wiederum 3 Pfinzinge in dem Rath, jedoch war einer davon alter Genannter.

1418 und 1419 waren noch 3 Haller und 3 Stromer Senatoren.

1420 noch die 3 Haller.

1421 die 3 Haller und nochmal 3 Pfinzinge.

1422 und 1424 wiederum 3 Haller.

1426 waren 3 Stromer im Rath.

Seit dieser Zeit sind nicht mehr drei aus einer Familie zugleich zu Rath gegangen." S. Bemerk. über die Nürnb. Staatsverfass. S. 28, 29.

Gegenwärtig (im Jahre 1800) sind 23 rathsfähige Familien, nämlich: 1. Behaim. 2. Ebner. 3. Hürer. 4. Gruber. 5. Grundherr. 6. Gugel. 7. Haller. 8. Holzschuher. 9. Harsdörfer. 10. Imhof. 11. Kreß. 12. Löffelholz. 13. Pömer. 14. Scheurl. 15. Stromer. 16. Tucher. 17. Volkamer. 18. Waldstromer. 19. Welser. 20. Oehlhafen. 21. Peller. 22. Praun. 23. Wölkern. Von den vier letzten Familien ist noch keiner in den Rath gewählt worden. — Man kann leicht denken, wie unter solchen Umständen die Wahl eingeschränkt seyn müsse, zumal wenn man noch

dies dazu nimt, daß manche dieser Familien häufig nur aus 6, 5, 4 und noch wenigern Mitgliedern bestehen. — Wie ist es anders möglich, als daß die jährliche Wahl eine bloße — Formalität ist?? Die, in ältern Zeiten statt gehabte, große freie Wahl ist auf diese Weise nach und nach zu einer bloßen — Ceremonie herabgewürdigt worden.

5. Um den Geist der Erbaristokratie ganz kennen zu lernen, bemerke man die Erscheinung in Nürnberg, daß, obgleich in der Folge neue Familien vom Kaiser für rathsfähig erklärt worden sind, dennoch viele Jahre vergiengen, bis ein Glied derselben in den Rath gewählt wurde. Manche Familien starben sogar aus, ohne daß nur ein einziges Mitglied dieses Vorzugs, in den Rath gewählt zu werden, theilhaftig wurde. Hier sind die Beweise:

Im Jahre 1729 wurden sechs Familien zu den rathsfähigen kooptirt, nämlich:

1. Die Gugel. 2. Die Oelhafen. 3. Die Peßler. 4. Die Scheurl. 5. Die Thill. 6. Die Waldstromen.

Von diesen sind die Thill und Peßler im 8ten und 9ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts ausgestorben, ehe noch einer von ihnen in den Rath gewählt worden ist. Die Waldstromen wurden erst im Jahre 1746 in den Rath gewählt. Ein Scheurl (nur ein Einziger) kam erst 1752, und ein Gugel erst 1760 in den Rath. Von den Oelhafen ist aber bis jetzt (1800) noch keiner in den Rath gewählt worden.

Im Jahre 1788 sind auf Verlangen die Peller, Praun und Wölkern rathsfähig geworden; bis jetzt (1800) aber gieng noch keiner derselben zu Rath.

Die Rathswahl selbst hat folgende Beschaffenheit. Stirbt einer aus dem Rath, so versammelt sich die Familie gleichen Namens, berathschlagt sich, und entscheidet, welcher von der Familie um die Aufnahme in den Rath, bei dem Rath bitten soll. Dieser macht vor Ostern dem ganzen Senat in Person die Aufwartung, und empfiehlt sich zur Aufnahme. Die ganze Stadt weiß es nun schon zum Voraus, welcher aus der Familie des letztverstorbenen Senators in den Rath kommen werde, und — er wird es an Ostern. Wenn gleich von der Familie des Verstorbenen nur 4. 3, 2, oder sogar 1 Glied noch vorhanden ist, mehrere Familien hingegen sehr viele, und zum Theil sehr brauchbare Glieder haben, so wird doch kein Anderer, als gerade einer aus der Familie des Verstorbenen, in den Rath gewählt. Und nun kann man sich erklären, wie es komme, daß neugemachte rathsfähige Geschlechter haben aussterben können, ohne daß einer aus ihrer Mitte zum Genuß dieser Ehre selbst hätte gelangen können. Ich habe schon oft in der Stille es bedauert, daß mancher brave und talentvolle Patrizier dem Vaterlande nicht diejenigen Dienste leisten könnte, die er vielleicht als Rathsglied hätte leisten können, wenn die Erbaristokratie ihm nicht den Zutritt verrammelt hätte. . . . .

6. Um die, nun schon eingeführte Erbaristokratie desto besser behaupten, desto glänzender machen zu können, opferte der Rath bei Kaiser Rudolph II. eine Summe von mehr als 200.000 fl. auf, und wirkte dadurch aus, daß kein Reichsschultheiß mehr gesetzt, sondern statt dessen der vorderste Senator oder alte Herr seine Stelle verwesen sollte. Andreas Imhof war der Erste, welcher zum Reichsschultheißenamtsverweser erwählt wurde, und zwar am 17ten April 1571.

Nicht viele Jahre verflossen, so begnügte man sich nicht mehr mit der Ehre, ein Verweser des Reichsschultheißenamts zu seyn. Denn „Anno 1617 den 24ten März ist verlassen, den ältern Herrn Losunger nicht mehr Schultheißenamtsverweser zu nennen, sondern ihm den Namen eines Schultheißen zu geben, welches den 17ten April ej. a. konfirmirt, und Herr Jakob Stark, zum ersten, als Schultheiß deklarirt, und ihme eine jährliche Besoldung von 52 Goldgulden assignirt worden.“

7. Der letzte Schritt zu gänzlicher Erreichung des vorgesteckten Ziels einer Erbaristokratie geschah dadurch, daß der Rath vom Kaiser Leopold am 18ten Nov. 1796 sich ein Privilegium ertheilen ließ, nur Geschlechter kooptiren zu dürfen, welche alle Rechte der ältern Familien geniessen sollten. Dieses Privilegium Leopoldinum ist am ersten abgedruckt worden in den: „Bemerkungen und

Erläuterungen über die Nürnbergische Staatsverfassung." (1793) 1. Heft. S. 70. f.

Nun war das stolze Gebäude der Erbaristokratie fertig. Nun gab es keine freie Wahl mehr, welche den Geist der alten Konstitution Nürnbergs ausmachte. Nun waren die Patrizier nicht mehr genöthigt, Gewerbe und Handel zu treiben. Nun hielten sie es zum Theil unter ihrer Würde, Künsten und Wissenschaften ihre Zeit und ihren Fleiß zu weihen. Nun waren sie sicher, auf Kosten des Staats leben zu können. Nun öfneten sich ihnen von selbst die Thore zu wichtigen und einträglichen Aemtern, sobald sie die Reihe der Ordnung traf; Kopf und Herz mochten übrigens beschaffen seyn, wie es nun eben sich treffen mochte . . . . Hinc illae lacrimae!!

Daß solche Väter des Vaterlandes mehr für ihr Einkommen, für die Versorgung ihrer Söhne und Verwandten, für die Bereicherung ihrer Familien ꝛc. als für das gemeine Wohl Sorge trugen, — war nur Folge der Erbaristokratie. „Nicht so rasch, wie in Monarchien, sagt der Oberste Weiß a. a. O. aber um so beharrlicher wird man, (in der Erbaristokratie) seine Gewalt und sein Vermögen zu vermehren suchen, und erlöscht einmal der Patriotism, schätzt man die Aemter nur nach deren Einkünften, sind einmal die Wahlen eine bloße Formalität, wobei man nur den Kredit der Verwandten, die Summe der jährlichen Einkünfte, die Anzahl der Ahnen, und nicht die

persönlichen Eigenschaften berechnet, kann der Pinsel den fähigen Kopf verdrängen, kann die niederträchtige Seele dem edlen Gemüthe vorgezogen werden, oder, was noch ärger ist, wird der Mann von Edelsinn und Patriotism mit dem Namen eines Schwärmers und gefährlichen Menschen bezeichnet, dann gehen alle Quellen des allgemeinen Wohls in Verderbniß über; die Jugend strebt dann nicht mehr nach Talenten und Tugend, die weniger Belohnung als Spott zu erwarten haben.“ ꝛc.

Wer die traurigen Folgen der Erbaristokratie überdenkt, dem wird es nicht mehr auffallen, wenn er in den Annalen Nürnbergs lieset: „Anno 1562 war allhier zu Nürnberg Meichßner, welcher vorhin Pfänder war, Bürgermeister; denn der Rath fast aller geflohen wegen des großen Sterbens.“ —

§. 3.

Traurige Folgen einer Erbaristokratie.

Die schädlichen Folgen, welche eine Erbaristokratie immer und überall nach sich zu ziehen pflegt, zeigten sich auch in Nürnberg häufig in einer fürchterlichen Gestalt. Von den vielen wollen wir nur einige anführen.

1. Sehr bald wußte ein Theil des ganzen Senates sich die Oberherrschaft zu verschaffen. Ein Beispiel sahen wir schon oben, da die Herren Aeltern (die 7 vordersten Senatoren) im Jahre 1521, durch die bekannt-

gemachte Liste rathsfähiger Geschlechter, eine Gränzlinie zwischen dem Patriziat und den übrigen Bürgern festsetzten, die kein anderer Bürger, wenn er auch noch so angesehen, noch so talentvoll und noch so reich an Verdiensten wäre, überschreiten zu können Hoffnung hat. Diese Herren Aeltern zogen die wichtigsten Staatsgeschäfte an sich. Der bekannte Rekursproceß, den die Kaufmannschaft, Bürgerschaft und das Genanntenkollegium mit dem kleinern patriziatischen Rath viele Jahre lang vor dem hochpreißlichen Reichshofrath zu Wien führte, wurde von diesen Herren Aeltern viele Jahre lang dem ganzen Senat nicht zur Notitz gebracht, um darüber gemeinschaftlich berathschlagen zu können.

Diese Herren Aeltern eigneten sich auch das Vorrecht zu, folgende, zum Theil sehr einträgliche Deputationen zu besitzen:

1. Assessores am kaiserlichen Landgericht zu Onolzbach. 2. Amtmann zur Einbringung der Fünferstrafen. (d. i. des Fünfergerichts, des Gerichts, welches aus 5 Beisitzern besteht, und über allerlei Klaghändel, Schlägereien rc. die Erkenntniß hat.) 3. Apothekenvisitation. 4. Zum Bierhandel. 5. Zum Brod und zu den Mühlen. 6. Bürgerherren. 7. Zu den Cautionen. 8. Zu den Feuerstätten. 9. Fraisch- und Frevelherren. 10. Gewichtherr. 11. Zu den Hochzeitladern. 12. Infectionsherren. 13. Pfleger über den Kornberg. 14. Zur Leupperschen Stiftung. 15. Zum Losung- Restantenamt. 16. Marktsherren. 17. Nachsteuerherren. 18. Zum Ochsen- und Unschlittamt. 19. Peg-

nizherren. 20. Schießgraben- und Trinkstuben-herren. 21. Salzherren. 22. Zu den springenden Wassern. 23. Zu den teutschen Schulen. 24. Zur Visirprobe. 25. Ueburgerherren. 26. Zum Ungeld. 27. Zum Zucht- Arbeits- und Fechthaus. 28. Zu den Zwingern.

2. Nur in einer Erbaristokratie können solche Amtseinkünfte statt finden, wie man mit Erstaunen in der „Regierungsverfassung Nürnbergs im Höckschen Magazin" 1797. Nr. V. S. 409-412 in der Note findet: „Strazza oder Verzeichniß der Einkünfte, welche der jedesmalige Kirchenpfleger hat. Nr. 14. Siegelgebühren von Grabzetteln à 30 Kr. z. E. 1775 den 3. Febr. von einem eingelößten doppelt gewölbten Grabe, so auf St. Johannis-Kirchhofe, so vorhin denen D. Widmännischen Erben gehörig gewesen, nun aber dem Amt (also dem Aerario publico?) zugefallen, welches anjezt Herr Marktsvorsteher Pflüger um 200 fl. erkauft, ist, der herkommlichen Observanz gemäß, nach Abzug der Amts- und andern Gebühren von 170 fl. ⅔tel des Herrn Kirchenpflegers Herrl. zuständig . . fl. 113: 20 und wurde Siegelgebühr extra bezahlt 1 Gulden."

3. Herzerschütternd ist ferner im fränkischen Merkur, 1799, Nro. 51, S. 1597 f. „Traurige Schilderung der Reichsstadt Nürnbergischen Zuchthausanstalt, vom 11ten Febr. 1799. Ein amtlicher Bericht, welcher unterzeichnet ist vom Herrn Paul Siegmund Seyfried, Pfarrer, Kontrolleur." Man lese folgende Stellen und — staune: „Es ist

leider! so weit gediehen, daß keine einzige der dazu verordneten Deputationen ihre Schuldigkeit thut, und doch eine jede den Verfall der gedachten drei Institute (nämlich des Zucht- Fecht- u. Arbeitshauses) laut beklagt." — „Seit 10 Wochen wird keine Schule mehr gehalten, und seit acht Wochen war auch keine Kinderlehre." — „Die Kleidung ist so elend, daß die wenigsten Kinder mehr in die Kirchen geführt werden können, auch die Betten und Wäsche ist erbärmlich." — „Nicht nur gesetzmäßige Urthel und Gerichte verdammen dahin, (in jene Institute) den Verbrecher zur Gefangenschaft und harten Arbeit, sondern auch Eltern, Vormünder, Brüder, können, vermittelst einer kurzen Anzeige bei der hochansehnlichen Deputation, ihre Kinder, Pupillen und Verwandte sich vom Halse schaffen, und bald mit List, bald mit Gewalt in eine Gefangenschaft bringen, aus der selten eine Erlösung ist." — „An eine religiöse Erziehung wird in diesem Hause gar nicht gedacht." — Zum Schlusse noch folgende Stelle aus diesem Schaudererregenden Gemälde, S. 1600. „Noch bis jetzt verkauft er (der Zuchthausverwalter) jedes 100 Glas um 4 Kr. wohlfeiler, und bringt — die armen Gefangenen um ⅔tel ihres sauren Verdienstes zur unleugbaren Begünstigung derer, die das Glas kaufen, und

die — ihm die Hälfte von diesem blutigen Gewinn überlassen, ihn über dieses am neuen Jahre mit 11 fl., und seinen ersten Herrn Deputatum mit 25 fl. beschenken. Dieser erhält auch noch von jedem angehenden Brillenmacher 1 Ducaten Einstand." —

4. Die, in Nürnberg nach und nach eingeführte und befestigte Erbaristokratie, wußte nicht nur allen andern Bürgern den Zutritt in den Rath zu verwehren, sondern sie verdrängte nach und nach alle unpatriziatische Bürger von den wichtigern und einträglichern Aemtern. In den ältern Zeiten konnten alle Bürger, wenn sie die nöthigen Fähigkeiten hatten, zum Genuß derselben gelangen; in den neuern Zeiten aber sind jene Aemter nur dazu da, um Personen aus rathsfähigen Familien zu ernähren. Unwidersprechbare Beweise findet man fast auf jeder Seite der, in Menge handschriftlich vorhandenen Verzeichnisse der Nürnbergischen Aemter und Beamten.

§. 4.

Ausnahmen von der Regel.

Die Hauptpflicht eines jeden Schriftstellers, besonders eines historischen, ist es, gerecht und unpartheiisch zu seyn. Um dieser, nie zu erlassenden Pflicht zu genügen, will der Verfasser dieses Aufsatzes hier noch solche Data anführen, die Theils dem Senate, Theils einzelnen Gliedern des Patriziats zur Ehre gereichen.

1. Daß der Nürnbergische Senat oft strenge Gerechtigkeit ausgeübt habe, selbst an seinen Mitgliedern, mögen folgende Beispiele zeigen:

„Nicolaus Muffel, geb. 1410, wurde als Losunger 1469 den 28. Febr. gehenkt.“ Sein Urtheil ist abgedruckt im „Verzeichniß der Genannten ꝛc.“ (1798. fol.)

„Anton Paumgärtner, junger Bürgermeister 1462, kam Schulden halber heraus 1465, starb 1475.“

„Antoni Tezel ward alter Genannter 1480, junger Bürgermeister 1481, alter Bürgermeister 1494, alter Herr 1499 den 26ten Febr., Obrist der 3 Hauptleute 1505 den 13. Febr. Losunger 1507 den 13. Aug.“

„Er hatte mit Marggraf Casimir einen heimlichen Verstand, und wollte die Stadt Nürnberg veruntreuen, und hatte ihm das Thiergärten Thor bei Nacht schon geöfnet, aber Gott wollte es nicht haben; wurde des Raths und aller seiner Aemter entsetzt 1514, auch auf den Thurm gelegt, und allda vermauret worden, darauf er dann gelegen ist 3 Jahr und 10 Wochen. Er starb 1518.“

„Balthasar Dörrer, alter Genannter 1607 den 8. Apr., wurde des alten Genanntenamts entsetzt 1608 den 30. März, und auf den Thurm gelegt, und starb oben.“

„Georg Pfinzing, geb. 1568, alter Genannter 1600 den 26. Apr., junger Bürgermeister 1602 den 6. Apr., alter Bürgermeister 1616, ward Schulden halber des Raths entsetzt 1626 den 18. Oct., mit

Gericht gesperrt und dem Hausvogt in Verwahrung gebracht, gest. 1631."

„Andreas Georg Paumgärtner, geb. 1613 den 24. Oct., alter Genannter 1638 den 28. März, junger Bürgermeister 1642 den 12. Apr., alter Bürgermeister 1654 den 21. Oct. A. 1659 wurde er, da er das vorige Jahr propter adulterium removirt worden war, wieder in den Rath und in seine vorige Stelle gewählt. Er wurde alter Herr 1666 den 22ten Aug., Obrist der 3 Hauptleute 1676, Losunger 1676, gest. 1686 den 18. März, saß 48 Jahre im Rath."

„Gustav Philipp Tezel, geb. 1632, junger Bürgermeister 1667 den 9. Apr., alter Bürgermeister 1682 den 10. Jan., alter Herr 1690, ward Schulden halber entsetzt 1691, starb zu Wien 1696 den 28. Aug."

2. Das Patriziat hat aus seinem Schooß viele große und verdienstvolle Männer dem Staat gegeben. Wir wollen hier nur folgende anführen: Christoph Kreß und Clement Volkamer, Nürnbergische Abgesandte auf dem Reichstage zu Augsburg bei Uebergabe der Augsburgischen Konfession. Willibald Pinkamer, den Freund Albr. Dürrers, den Uebersezer griechischer Klassiker. Julius Gruber u. a. m.

3. Der Senat erkannte oft die Verdienste und belohnte sie ausserordentlich. Hiervon sey folgendes ein Beispiel:

„A. 1521 übertrug der Magistrat zu Nürnberg dem Hieronymus Paumgärtner, da er noch nicht 24 Jahre zählte,

und sich noch zu Wittenberg Studierens wegen aufhielt, die ansehnliche Würde eines Probstes zu St. Sebald, welche Melchior Pfinzing resignirt hatte. Paumgärtner reisete deswegen nach Nürnberg, lehnte aber das angetragene Amt, dem er sich nicht gewachsen zu seyn dünkte, bescheiden von sich ab. Dagegen ward er im Jahre 1525 zu einem Mitglied des Raths und alten Genannten erwählt; eine für ihn um so viel größere Ehre, da er der Erste und auch der Letzte war, dem die senatorische Würde, ehe er sich noch verheirathet hatte, zu Theil geworden." S. Waldaus Beiträge. B. 1. H. 4. S. 244.

3.

Anlage künstlicher Bäder zu Lilienthal, bei Bremen.

Um den, zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit in so manchen Fällen nothwendig werdenden Gebrauch mineralischer Bäder, den Bewohnern unsrer Gegenden möglichst zu erleichtern, und das, was die Natur uns in dieser Hinsicht versagte, einigermaaßen zu ersetzen, haben sich die geschickten und thätigen bremischen Aerzte Herr Doktor Heineken und Herr Doktor Falguerolles entschlossen, die Anlage ei-

ner künstlichen Badeanstalt in unserer Nähe zu versuchen. Der dazu bestimmte Ort ist das, durch seinen gelehrten Oberamtmann, den berühmten Astronomen Schröter, *) auch auswärtigen Lesern, wenigstens dem Namen nach, bekannte hannöverische Dorf Lilienthal, eine Meile von Bremen, wegen seines schattenreichen Gehölzes und seiner angenehmen Lage an zwei kleinen Flüssen, der Wumme und Worpe, von jeher ein sehr besuchter ländlicher Zufluchtsort der Bremer.

Die Unternehmer haben hier einen, dem Zwecke dieser Anstalt gemäßen, Platz von der haunöverschen Regierung gepachtet, und ein geräumiges, mit großen und kleinen Zimmern versehenes Badehaus darauf erbauen lassen, das schon im Maimonat völlig eingerichtet seyn wird. Für diesen Sommer werden fürs erste nur drei Badewannen, ein Senkbad und Douche zum warmen und kalten baden angelegt werden, jedes erhält ein Nebenkämmerchen mit einem Ruhebette. In der Folge wird die Anstalt erweitert werden.

Die Bäder, welche hier gebraucht werden können, sind Kräuter- Salz- Schwefel- und Eisenbäder, theils solche, welche das Eisen allein enthalten, theils andere, die ausser diesem Mineral auch Schwefelleberluft mit sich führen.

---

*) Die treffliche astronomische Instrumentensammlung dieses Gelehrten, worunter sich ein 26 füßiger Spiegelteleskop befindet, hat die englische Regierung vor einem Jahre für die Universität Göttingen an sich gekauft, doch unter der Bedingung, daß der bisherige Eigenthümer in dem lebenslänglichem Besitz derselben bleibe.

Ein gewöhnliches warmes Bad wird ungefähr 24 Grote, ein Seifen- Schwefel- Salz- oder Eisenbad der ersten Art 36 Grote, der andern aber 48 Grote kosten, es sey denn, daß zu dem letzten noch besondere kostbare Kräuter erfordert würden, die den Preis dann etwas erhöhen dürften.

Guter und frischer Pyrmonter- Driburger- Selterser- Wildunger- Fachinger- und Spaabrunnen, so wie natürliches und künstliches Schwefelwasser, werden zu jeder Zeit in dem Badehause zu haben seyn.

Ein Oekonom, Bademeister u. s. w. sind angestellt, um für die Bedürfnisse der Kurgäste zu sorgen; auch wird es an Musik, Table d'Hote und andern Beförderungsmitteln erheiternder Geselligkeit nicht fehlen.

Da sich seit vielen Jahren mehrere bremische Familien des Sommers in Lilienthal aufzuhalten pflegten, so fehlt es dort nicht an bequemen und geräumigen Logis; noch mehrere werden zu diesem Zwecke eingerichtet.

4.

Ehrenbezeugungen Hamburgischer Bürger.

Georg Heinrich Sieveking ließ ein Jahr vor seinem Tode, seinem edlen Schwiegervater Reimarus, von Abramson eine Medaille prägen, und überreichte sie ihm und seinen Freun-

den am Geburtstage. Auf der Hauptseite trägt diese Ehrenmünze Reimarus Brustbild, mit der lateinischen (warum nicht deutschen?) Umschrift seines Namens und Geburtsjahrs 1729, und der Unterschrift: Pietas. (dedit.) Die Kehrseite zeigt Aeskulap vor dem Altar der Natur und Wahrheit, auf den Schlangenstab gestützt, in einer nachdenkenden Stellung. Im Abschnitt: 11ten November 1797. — — So ehrte dieser unvergeßliche Mensch in seinem väterlichen Freunde einen der ersten deutschen Männer der Wissenschaften.

Als er bald darauf starb, feierten seine Freunde das Andenken seiner Tugenden als Mensch und als Bürger, durch eine, von eben dem Künstler verfertigte Gedächtnißmünze. Sievekings Bild ist auf der Hauptseite; sein Name als Umschrift, und im Abschnitt sein Geburtsjahr 1752. Auf der Kehrseite: ein von Cypressen umpflanztes, mit der Echenkrone bekränztes, antikes Grabmal. Das Basrelief daran stellt die Menschenliebe dar, die ihren Kindern den sich aufwärts schwingenden Schmetterling zeigt. Umschrift: Dem Bürger und dem Freunde. Im Abschnitt sein Todesjahr 1799.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe hat eine, von ihrer kleinen Preismedaille an Größe und Gewicht verschiedene, Ehrenmünze schlagen lassen, und bestimmt sie zu einem darzureichenden Zeichen des öffentlichen

Danks und der öffentlichen Achtung für ausgezeichnete edle Handlungen ihrer Mitbürger. — Die Hauptseite zeigt die Attribute der Wissenschaften, der Künste, des Handels, der Handwerke und des Ackerbaues, um einem Säulenkapital gruppirt, worauf der Bienenkorb, (das Symbol der Gesellschaft) und an der Säule ihr Denkspruch: dem Gemeinwohl; steht. Der Name der Gesellschaft macht die Umschrift, und im Abschnitt steht ihr Stiftungsjahr 1765. Auf der Rückseite steht, vor dem mit dem Stadtwappen bezeichneten und mit Eichenkränzen belegten Altar des Vaterlandes, der geflügelte Genius des Ruhms, der mit der Rechten zwei Eichenkränze über dem Altar darreicht, und in der Linken zwei andre hält. Umschrift: Dem Fleiß und der Bürgertugend. *)

Der Voigt auf der Insel Neuwerk, bei Ritzebüttel, Herr L. Wittke, ist der erste, dem die Gesellschaft (in ihrer Deliberationsversammlung am 19ten Decbr. 1799) diese neue goldne Ehrenmünze zuerkannt hat; und zwar, als ein Zeichen des öffentlichen Danks und der öffentlichen Achtung, für seine vieljährigen verdienstvollen Verwendungen zum Besten der Schiffahrt, zur Hülfsleistung an der Elbmündung gestrandeter oder beschädigter Schiffe, zur Rettung und Verpflegung verunglückter Seefahrer. —

---

*) Der Entwurf zu dieser Medaille ist vom Dr. Meyer; sie selbst ist von Abramson treflich ausgeführt.

Ihre kleinere goldne Ehrenmünze hat die Gesellschaft noch folgenden Landleuten und Mitbürgern zuerkannt:

Den vier Land- und Deichvoigten, Herren Klaus Eggers zu Neuengamm, Eggert Timm zu Kuesbeck, und Johann Wörmer zu Kirchwärder, für ihre wirksame Thätigkeit, zur Erhaltung der Elbdeiche und zur Sicherung der Ländereien, bei dem drohenden Eisgang der Elbe, im Winter 1798 auf 1799.

Dem Bürger, Herrn Daniel Gotthart Christoph Janssen, hiesigem Drechsler, für seine bewiesene Geistesgegenwart, in, mit eigner Lebensgefahr bewirkten Rettung des größten Theils der Habe eines Mitbürgers, dessen Wohnung, bei einer Feuersbrunst in der Steintwiete, im vorigem Herbst niederbrannte.

Dem Bürger, Herrn J. H. B. Osewaldt, hiesigem Zuckerfabrikanten,, zum Zeichen des Danks der Gesellschaft, für seine persönliche thätige Verwendung bei einer Feuersbrunst dieses Winters, in der Neustädter Fulentwiete, zur Rettung eines Magazins voll feuerfangender Waaren und zur Abwendung größrer Feuersnoth.

Hamburg den 2ten Januar 1800.

X.

Anzeigen, Recensionen, Berichtigungen und Anfragen.

1.

Ueber eine öffentliche Beurtheilung der Hamburger.

Eben hatte ich im Teutschen Merkur (1799, 98 St. S. 38 und f.) den Aufsatz eines Reisenden gelesen, worin sich eine günstige Erwähnung unsers Hamburgs befindet, als mir, die Reisegeschichte vom Verfasser der Rückkehr ins Vaterland, (Herrn Merkel) zu Gesichte kam, in welcher auch (S. 210 und f.) einige Gedanken über Hamburg eingewebt sind.

Daß wir Hamburger die uns besuchenden Fremden gut und treuherzig aufnehmen, werden zahlreiche Reisende bezeugen können. Von diesem Manne hatte man noch ausserdem das Vorurtheil, daß er menschenfreundliche Gesinnungen hege; er brachte auch gute Empfehlungen*) mit sich, und stellte sich zutraulich. Man

*) Ueber dergleichen Empfehlungsbriefe herumreisender Gelehrte, ein Wort in der Nachschrift des Einsenders.

kann also gewiß glauben, daß er in den verschiedenen Häusern, die er besucht hat, wohl und zuvorkommend aufgenommen sey, wie er auch selbst scheint zu erkennen zu geben. Er wollte aber ein Werk zur Nachahmung von Thümmels Reisen schreiben, wie schlecht ihm dies indessen gelungen sey, mag jeder Leser von Geschmack urtheilen. Genug, das Schlüpfrige darin fiel gar zu platt aus, so, daß er auch ein schon gedrucktes Blatt ausschneiden ließ, und ein anderes dafür einschob. Nun versuchte er, die Leser durch Schimpfen anzulocken, und scheute sich nicht, die Hamburger zum Gegenstande auszuwählen. Er fängt ein Kapitel (S. 210) mit der Lehre an: — „wer das Charakteristische der Bewohner einer Stadt recht auffassen wolle, der solle ja die ersten Gefühle festhalten, die sie in ihm erwecken." — Seine Charakterzeichnung nahm er also (S. 212) von den ihm zuerst begegnenden (Karrenschiebern) an der Kaye des Baumhauses. Nun fängt er (S. 214) an, den Geschmack der Hamburger an schönen Künsten und Wissenschaften herunter zu machen. — „Liebe, sagt er, haben die Hamburger nicht für die schönen Künste und Wissenschaften; aber sie sind Mode bei ihnen" u. s. w. Darauf nimt er die Erziehung und Bildung der Jugend vor, die Söhne, heißt es, werden nur zum Geldverdienen, die Töchter nur zur gemeinen Haushaltung angeführt. Hätte er sich um Wahrheit bekümmern wollen, so hätte er wohl erfahren können, daß es allgemein in guten Häusern Sitte ist, nicht nur den Söhnen, sondern auch den Töchtern durch Privat-

lehrer, Unterricht in ihrer Muttersprache sowohl, als in andern lebenden Sprachen (besonders der Französischen und Englischen) wie auch in der Geschichte, der Erdbeschreibung, der Naturkunde und den schönen Wissenschaften geben zu lassen, und er würde vielleicht mehr Beispiele, selbst von Frauenzimmern, die sich darin umgesehen, gefunden haben, als man in manchen andern großen Städten anzutreffen pflegt. Der gewöhnlichen Anweisung zum Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Tanzen und zur Musik will ich nicht einmal erwähnen; auch nicht des öffentlichen Unterrichts für Söhne, die sich eigentlich den Wissenschaften widmen, wovon die Früchte auswärtigen, von Hamburgern besuchten hohen Schulen, hinlänglich bekannt sind. Daß man aber die obenbenannte Unterweisung jetzt so allgemein von den Hauslehrern fordert, hat, beiläufig gesagt, auch auf unsere Kandidaten einen guten Einfluß, denn, weil sie sich diesem Geschäfte zu widmen pflegen, ehe sie ein Amt erhalten, so werden sie dadurch veranlaßt, sich vorher selbst mehr auszubilden, und in jenen verschiedenen Wissenschaften umzusehen, da sonst mancher sich vielleicht nur aufs Predigen legen würde. So tragen bei unserer häuslichen Erziehung auch manche Mütter selbst mit zum Unterrichte der Töchter bei, und lesen mit ihnen nützliche und geistreiche Schriften; die Existenz so vieler Lesegesellschaften in Hamburg, deren cirkulirende Bücher man überall antrifft, ist eine Folge davon. — Die Gedanken des Verfassers bei einer Erziehungsanstalt von jungen Mädchen,

muß ich übergehen. — Nun folgt aber ein Freundschaftsstück. Er fand den alten liebsten Freund seines Vaters, dessen sich derselbe auch mit Liebe erinnerte, noch am Leben, und ging zu ihm. Dieser lud ihn ein, so oft als möglich zu ihm zu kommen; er bemüht sich dagegen, nur spöttisch von ihm zu schreiben: — „Der talentvolle Geist (wie ihn etwa sein Vater geschildert hatte, denn es fehlt dem Manne gewiß weder an Witz noch an gesundem Verstande) habe sich plötzlich in einen alltäglichen Hamburger verwandelt. Er sey seit den funfzig verflossenen Jahren kümmerlich und harthörig geworden; er habe den Druck eines von den Gichtknoten, mit denen seine Hände garnirt wären, laut ächzend empfunden, (denn er leidet an erblicher Knotengicht) und sein Speisesaal sey zu kostbar verzieret.“ — Die Hamburger sammlen nicht Schätze für Kindeskinder; sie lassen ihr erworbenes Vermögen immer im Handel umlaufen, sind dabei bekanntlich gastfrei und freigebig, wollen auch ihres Wohlstandes froh werden, machen freilich zuweilen beträchtlichen Aufwand, haben aber auch nicht ermangelt, bei mancher Gelegenheit Fremden die es bedurften, mit ihrem Vermögen zu unterstützen. Ein wohldenkender Beobachter hätte nun hiebei die Bemerkung machen können, daß es eine der nützlichsten Ausgaben sey, sein Geld auf Handwerker und Künstler zu verwenden. Die Aufmunterung, welche diese hier von einer Industriegesellschaft und auch von einzelnen bemittelten Leuten gefunden haben, und welche doch nicht von alltäglichem Ge-

schmacke zeugt, hat uns auch schon, selbst in Zierrathen, Holzschnitzerei, Metallarbeit, Vergoldung, Vergipsung u. s. w. verschiedene Künstler erweckt, die sich wohl sehen lassen können. Dabei macht die ungehinderte Einfuhr fremder Arbeit, daß sie theils immer gute und neue Muster zu sehen bekommen, theils zum Wetteifer mit jenen gereizt werden, so, daß unsere Tischler, Stuhlmacher, Kutschenmacher sich schon mit den Englischen und Französischen messen können, und ihre Arbeit auch auswärts vielen Beifall findet. Aber der Verfasser spricht überall in solchem Tone, als ob Hamburg seit funfzig Jahren im Geschmacke zurück gekommen sey, und wer sich hier neuerlich aufgehalten hat, sollte meinen, daß das, was er nun lieset, nicht vor funfzig, sondern vor mehr als hundert Jahren geschrieben sey. Der Hamburger Kaufmann wird als ganz ungebildet geschildert; und doch hätte der Beobachter, ausser der ansehnlichen Kommerzienbibliothek, noch bei verschiedenen Kaufleuten eigene beträchtliche Büchersammlungen in allerlei Fächern von Wissenschaften, wie auch Sammlungen von physikalischen Instrumenten finden können, deren Besitzer sie nicht zum Staat haben, sondern mit guter Kenntniß zu nutzen wissen. Er hat doch, wie er (S. 213 und 237) schreibt, „eine Menge von Gesellschaftszirkeln durchirrt und beobachtet, besehen, was des Sehens werth war, und sich von allem was wissenswürdig schien, unterrichtet." Von allem aber, was sonst fremde Beobachter rühmen, fand oder erwähnt er nichts. Z. B. nicht das, was Reisenden gleich

bei der Ankunft schätzbar seyn muß, daß sie hier keiner Visitation unterworfen sind, welche Schererei zu vermeiden, mancher, der auch kein Stück Kontrebande führt, gern einen Umweg von einigen Meilen machen mögte; daß kein Koffer am Zollhause aufgehalten wird; daß dem Fremden wie dem Einheimischen nicht durch Spione aufgelauert wird, und doch eine völlige Ruhe und Sicherheit, bei Nacht wie bei Tage, in dieser volkreichen Stadt herrscht. Er weiß auch nichts von öffentlichen löblichen Anstalten, z. B. der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, ihrer Rettungsanstalt für Ertrunkene, der allgemeinen Versorgungsanstalt, der Kreditkasse für Erben und Grundstücke, unserer guten Feuerlöschungsanstalt, der Brandversicherungsassociation, und dgl. m. Er bemerkt nicht, daß so viele öffentliche Verwaltungen von Bürgern unentgeldlich, ja mit eigenem Kostenaufwande geführt werden; daß noch in den letztern Jahren eine musterhafte Armenanstalt errichtet ist, wobei ein Paar hundert Bürger aus allen Ständen freiwillig die Mühe übernahmen, nicht bloß zusammengeschossenes Geld auszuzahlen, sondern sich um den Zustand jedes Armen, selbst in ihren Wohnungen, zu bekümmern, für jedes Bedürfniß zu sorgen, und, was noch mehr sagen will, die Sitten der Alten und Jungen zu bessern, sie zur Ordnung, Reinlichkeit und Arbeit anzuhalten, den Kindern Unterricht zu verschaffen, und der Verarmung auf mancherlei Weise zuvor zu kommen, wovon der erwünschte Erfolg selbst alle Hoffnung übertroffen hat. Sol-

che Anstalten zeugen denn doch wohl vom Gemeinsinne, vom ausgebildeten Verstande, und von wohl angewandter Freigebigkeit unserer Bürger; aber um alles dergleichen bekümmerte sich der Verfasser nicht. Der Hamburger, sagt er, denkt nur auf Mahlzeiten; er wollte nämlich einen Schmaus beschreiben, um dabei abgedroschene platte Ausfälle auf vorgebliche grobe Sitten anzubringen, und so erdichtet er ein großes Mahl, wozu er eingeladen wäre. Ich sage zuverlässig; der ganze Schmaus, nebst der Gegenwart von einem Paar Priestern mit Kragen und Mantel, ist unverschämt erdichtet, *) und ich fordere jeden ehrliebenden Fremden auf, der sich in Hamburg umgesehen hat, zu bezeugen, ob hier in anständigen Ge-

*) Von einem Geschichtsschreiber, wie eben dieser Herr Merkel, Verfasser der Letten in Liefland, ist, sollte man doch wohl fordern können, daß er der Wahrheit vor allem huldige, und daß die Rückwirkung davon auch in seinen übrigen Schriften sichtbar sey. Wie sieht es nun aber mit der Wahrheitsliebe dieses lästernden und faselnden Autors der Reisegeschichte aus, und was läßt sich von ihm als ernsten Geschichtschreiber erwarten, da er in diesen itinerärischen Rhapsodien, über Hamburg sub- und objektive Unwahrheiten, schiefe Ansichten, Auslassungen aller Art, recht geflissen häuft, die ihm, nicht sowohl von jedem fremden ordentlichen Beobachter, sondern sogar von jedem durchziehenden Kaufmannsburschen, auf dem Kopf widersprochen werden können! Soll denn das Alles, mit dem muthwilligen Kitzel und der Spottlust des Herrn Verfassers der Reisegeschichte entschuldigt werden, oder vermag Herr Merkel sich hier mit einem neuen Bonmot aus dem Handel zu ziehen? — In der That, der Verfasser der Letten in Liefland, hätte sich einen solchen Spaß nicht erlauben sollen, der ein sehr zweideutiges Licht auf seine Billigkeit und besonders auf seine Wahrheitsliebe als Historiker, zurückwirft.

Anmerk. des Eins.

sellschaften, von Kaufleuten oder Gelehrten, das Frauenzimmer nicht einmal hochdeutsch reden könne, ob es mit Fremden von Hanf und Flachs, und von ihren Mägden spreche, und ob man irgend unter den Gästen Trunkenheit wahrgenommen hat. Es wird doch bei uns nicht das unsinnig methodische Toasttrinken der Männer gefunden, und auch das alte Gesundheitstrinken der Anwesenden bei Tisch ist längst abgeschafft. Weder Wirth noch Bediente nöthigen zum Essen oder Trinken: jeder hat völlige Freiheit, was und wie viel er will, zu genießen. Ueberhaupt ist alles Steife, Rangordnung u. s. w. aus unsern geselligen Zusammenkünften verbannt, und Durchreisende, die selbst gute Kenntnisse mitbrachten, haben wohl Gesellschaften finden können, wo man sich den ganzen Abend, auch ohne Kartenspiel, angenehm unterhielt. — Hofleute sind wir freilich nicht, aber das wollen wir auch nicht seyn. Der, um die Geschichte Hamburgs rühmlichst verdiente, Herr J. L. von Heß, der sich seit 25 Jahren unter uns aufgehalten, und mit vielen andern Orten, die er gesehen, eine Vergleichung angestellt hat, die zu unserm Vortheil ausfällt, äussert sich in seiner neulichen Schrift: „Was darf, und was darf nicht in Hamburg geschehen;" (S. 168) über den Scheinwerth angenommener Artigkeit mit Recht folgendermaßen: „Haben wir unsere Eigenthümlichkeiten, die den Hamburger zum eigenthümlichen Hamburger machen, uns wieder angeeignet; so werden wir durch die gemachte Erfahrung wohl ziemlich von der albernen Schämerlichkeit

zurückgekommen seyn, uns für unsere, mit der Verfeinerung abstechenden Besonderheiten und Eigenheiten zu verbergen, und das, was uns einen eigenen Anstrich und eine gewisse Abschatzung giebt, nicht so gleich wieder von uns werfen, weil es der hofmännische Nachtreter und der abgefeinerte Fremde platt und plump schilt. Wir werden es hoffentlich ziemlich gewiß geworden seyn, daß wir bei unserer alten Gradheit, Offenheit und ungeheuchelten Freimüthigkeit, doch einen verborgenen Werth besaßen, den der Zeitverschwendende Müssiggänger, wie der abgeschliffene Weltmann an uns nicht finden, und demnach nicht beurtheilen konnte."

Fehler könnte man allenthalben aufspüren; es wäre indessen gewiß schon unartig, von einem Orte, wo man wohl und mit Liebe aufgenommen worden, nur Nachtheiliges aufzuspähen und zu verbreiten; aber dabei mit Fleiß Nachtheiliges ganz zu erdichten, ist doch wahrlich so arg, daß man sich zu dem Liebesdienste aufgefodert fühlt, andere gutmüthige Leute vor der Aufnahme eines solchen Erzählers öffentlich zu warnen.

Hamburg, 1799 den 4ten December.

R.

Nachschrift des Einsenders.

Offenherzig und naiv genug, sagte ein mich im verwichnen Sommer besuchender ausländischer Schriftsteller: „Ich komme nach Hamburg, um

alles Sehenswürdige zu sehen und aufzuzeichnen, um ihre Gelehrten kennen zu lernen, und mich aus ihren Schriften über ihre Verdienste zu unterrichten; ich werde dann meine Bemerkungen drucken lassen, deswegen bitte ich mich zu meinem Wunsch zu verhelfen." u. s. w. Das heißt denn doch noch ehrlich gesprochen, so schreckhaft auch sonst ein solches Debüt eines reisenden Schriftstellers ist; man weiß nun, wie man sich mit dem Mann zu nehmen, was man ihm zu sagen und nicht zu sagen, und welche direkte Nachweisungen und Quellen man ihm zu seinem Unterricht nachzuweisen hat, u. s. w. Das ist aber nicht der Fall mit jener etwas gefährlichen Menschenart, reisender schreibsüchtiger Schriftsteller, welche kommen, oft weniger um zu sehen, als um auszuspähen, weniger um zu hören, als um zu horchen, und dann nach einigen Tagen Bleibens, ohne eigentliche Sach- und Ortkenntnisse, oberflächlich, oder wol gar mit Spott- und Verdrehungslust, drucken zu lassen, was sie erspähet und erhorcht haben, um einige platte Lacher ihres Publikums zu belustigen. Gegen solche literarische Hauseinschleicher helfen keine Vertheidigungswaffen, hilft kein Thürverschliessen; denn unvermuthet wird man von ihnen überfallen, oder sie treten mit der Larve unbefangner Freundlichkeit, die den Mann auf den ersten Blick wenigstens nicht erkennen läßt, herein, und ehe der gutmüthige Hausbewohner es sich versieht, haben sie ihren coup de main gemacht. — Seit Yoricks Zeiten, der die Reisenden so treffend klassificirte, sind die Gattungen derselben viel zahlreicher geworden, und es wäre

wohl einmal der Mühe werth, daß ein zweiter Yorick darüber eine neue Klassifikation entwürfe. Dazu finde ich mich nicht berufen; wohl aber, im Namen Vieler dabei interessirten guten Menschen in und ausser Hamburg und Deutschland, mich an die gefälligen Adreßbriefgeber aller Zungen und Sprachen, mit der angelegentlichen Bitte zu wenden: vorsichtig zu seyn mit dem Ausschreiben von Freibriefen für Reisende. Hauptsächlich geht die Bitte manche Gelehrte an, welche den sie überlaufenden Handwerksgenossen und Schriftstellern, entweder aus gutmüthiger Gefälligkeit, oder wohl gar, bloß, um den lästigen Sollicitanten los zu seyn, dergleichen Adreßbriefe oft nur gar zu gutwillig ausfertigen. Gewisse Klassen solcher Sollicitanten, wenn man sie anders kennt, wie man es doch sollte, ehe sie zu adressiren, müßten billig nur abschlägige Antworten erhalten. Als da sind hauptsächlich: 1. die eigentlich auf Profession reisende Schriftsteller; solche nemlich, die ihrer körperlichen Schwäche oder geistigen Bedürfnisse wegen, sich nothgedrungen eine körperliche und geistige Motion machen müssen, und um die Reisekosten dazu aufzubringen, vorher ordentlich mit ihren Verlegern um das Honorar einer zu schreibenden Reisebeschreibung handeln, es sich wohl gar unter gehörigem Sicherheitspfand, vorausbezahlen lassen, u. dgl. Yorick würde solche Reisende vielleicht die pensionirten genannt haben. — 2. Bonmotisten vom Handwerk; welche, auf Kosten der Wahrheit, Billigkeit und Rechtlichkeit, ihren Afterwitz, mündlich am table d'hôte, oder gedruckt in Leih-

bibliotheken, Lesegesellschaften zur Schau tragen; — lästernde Reisende mögte man sie nennen. — 3. Die dejeuneurs, dineurs, (wie Mercier sie in seinem alten Gemälde von Paris nennt) gouteurs und soupeurs; welche allenthalben gern vorlieb nehmen, und je mehr und je öfterer, desto besser; und hinterher auf den Ort und auf die Leute des Orts schelten, daß sie sich bei ihnen den Magen verdorben haben, weil man da und dort nichts thäte, als vom Morgen bis zur Nacht, essen. — Das sind die reisenden Esser. Ich hörte einst einen solchen Mann, es war ein berühmter Gelehrter, der einiger Amtsgeschäfte wegen in eine große Stadt kam, sich dort Mittag und Abend traktiren, und nicht allein gern traktiren ließ, sondern sogar einigen Leuten, die keinen Beruf, ihn zu traktiren, fanden, das sehr übel deutete: „Wenn ihr, hörte ich ihn sagen, einmal eure großen Thurmglocken für einen Todten läuten hört, so denkt nur, Ich, der . . . . aus . . . . sey an der Indigestion gestorben. Bei euch mag der T. . . . seine Amtsgeschäfte treiben, ihr habt alle schlechte Säfte, und das vom vielen Essen.“ Dieses letztere Bonmot sollte eine vermeintlich gültige Schutzrede für einige, nicht so recht gelungene, aber doch theuer bezahlte Amtsgeschäfte dieses berühmten Mannes seyn. — Mit solchen Essern sind geistig einigermaßen verwandt, 4. die schreibseligen Autoren; absolute Bewunderer, oder absolute Tadler unter den Reisenden, die der Seelennahrung und Nothdurft willen umherziehen, alles aufgreifen, was nur für ihre lüsterne Schriftstellerzunge

feil geboten wird, denn, der Länge und Breite nach, dieses Alles, sey es erheblich oder nicht, neu oder nicht, gedacht oder nicht, lobenswerth oder nicht, in mehreren Bänden dem Publikum vorlegen, die gemachten Bekanntschaften aufzählen, die Personen namentlich mit allen ihren Eigenheiten, Phisiognomien, und unbedeutendsten Aeußerungen zur Schau stellen; man nenne sie die Geisteshungrigen und Durstigen. — 5. Die Subscriptions- und Pränumerationssammler, die Geldleiher ꝛc. eine gar lästige Race, wofür man keinen Namen hat, der dieses Uebel ganz nennt. Dann gehören noch hieher, und hauptsächlich zu der letztern Klasse, 6. die reisenden Söhne des Apolls, als des Gottes der Künste, nemlich die Virtuosen auf musikalischen Instrumenten und — im Portraitmalen. Ein wahres Kreuz hat man mit den erstern dieser Leute. Sie wollen, wie sichs versteht, ihre Künste der Welt hören lassen, das heißt, Konzerte geben. Nun ist es vielen von ihnen nicht genug, daß die Inhaber ihrer Adreßbriefe für sich und ihre Hausgenossen dazu einige Billette nehmen; nein, dutzweise schicken sie sie einem ins Haus. Was ist zu thun? Sie für sich behalten, mit schwerem Gelde bezahlen, und sie dann par honneur ins Feuer werfen, oder damit herum trödeln, oder — sie zurückschicken? Ich rathe zu dem letztern. Die Portraitmaler, wollen zum Portraitmalen empfohlen seyn; und wie ist es dann möglich, wenn der seltne Zufall einen eine solche Empfehlung nicht an die Hand giebt, von Freunden und Freundinnen zu begehren: „laßt euch ma-

len, da ist euer Mann.“ Denn gewöhnlich sind große Städte mit solchen einheimischen oder fremden Künstlern stark übersetzt, und man will sein Gesicht wohl einmal malen, aber sich nicht auf Kosten seiner Zeit und seines Beutels, damit brandschatzen lassen.

Verschonet, ihr auswärtigen guten Freunde und Bekannte, verschonet mit solchen Adressirten; und schickt uns dafür viele Reisende besserer und bescheidener Art. Ihnen steht unser Haus und Hof noch immer herzlich gerne offen.

Der Mann von Verdienst, und der liebenswürdige Mann, kommt unter gesitteten Menschen allenthalben auch ohne Adressen (ein Paar Kreditbriefe ausgenommen) fort, und weiß durch sich selbst, durch die Empfehlung seines Namens, oder durch die an seiner Stirn und in seinen Formen geschriebene, sich bei interessanten Menschen und in angenehmen Cirkeln Eingang zu verschaffen; und wer hat nicht mit Avanturiers von gewöhnlich angenehmen Aeussern schlimme Erfahrungen gemacht, (sie mogten nun mit oder ohne Adressen zu ihm kommen) und sich vor dergleichen Freibeutern in Acht zu nehmen gelernt? Und leider verdirbt andern ehrlichen Reisenden, die nicht mit solchen persönlichen Empfehlungen kommen, oder sich aus angeborner Schüchternheit mit Adreßbriefen behängen, die leidige Erfahrung, welche man besonders seit dem letzten Jahrzehend mit reisenden Schriftstellern auch in Hamburg gemacht hat, den Handel. Man ist nun fast geneigt, davor sein Haus mit einem: „ist niemand zu Hause“ entweder ganz

zu verschließen; oder seinen Hausgenossen, für anlangende Fremde, Instruktionen, wie die, der Mauthvisitatoren oder der Thorschreiber, zu geben; oder, wenigstens vor dem fremden Manne, ehe man ihn näher kennt, sehr zugeknöpft zu erscheinen, und die Worte zu wägen. Und eine solche gezwungne Verleugnung seiner Selbst, muß doch jeden urbanen und hospitalen Einheimischen, in der That eben so sehr schmerzen, als die Wirkung davon, zuweilen zum Nachtheil, selbst manches rechtlichen Fremden ausfallen kann.

2.

Dialog zwischen einem Fremden und einem Hamburger, über die Schrift des Herrn J. L. v. Heß, „Was darf, und was darf nicht in Hamburg geschehen. Hamburg. 1799. *)

Fremder. Womit beschäftigen Sie sich?

Hamburger. Ich lese ein Buch.

---

*) Ausser Büsch's geschichtlicher Darstellung der großen Handlungsverwirrung im Jahre 1799, die schon hinlänglich genug in Deutschland bekannt geworden ist, um hier eine weitere Anzeige derselben überflüssig zu machen, dürfte wohl keine der in Hamburg über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, auch das Interesse auswärtiger Leser so sehr in Anspruch nehmen, wie die vorliegende, die von den gründlichen Kenntnissen, von der Energie und dem Geradsinn des würdigen Verfassers der Geschichte Ham=

F. Eine sonderbare Antwort.

H. Nicht so sonderbar, wenn Sie mich erst verstehen. Wir sind fast dahin gekommen, daß ein Buch zu den Seltenheiten gehört. Ich nenne nur die Schrift ein Buch, die man noch in den Händen seiner Kinder zu sehen hoffen darf, und alle übrige, die Gewinnsucht und Eitelkeit diktirte, die auch nur zum Verbrauch kalkulirt sind, Ephemeren. Sie flattern in solcher Menge um uns her, daß sie fast die Sonne der Wahrheit verdunkeln.

---

burgs aufs neue ein redendes Zeugniß giebt. — Mehrere Rettungsvorschläge, die in jenen Zeiten der Noth von allen Seiten sich hören ließen, veranlaßten Herrn v. Heß zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen ein patriotisches Wort zu seinen Mitbürgern zu reden: Eine vorgeschlagene Banksperre, wozu jedoch auf keine Weise von Staatswegen die Hand geboten wurde, und die Veränderungen einiger Hamburgischen Handlungsgesetze, sind die Gegenstände, denen er die vorzüglichste Aufmerksamkeit widmet. An keine Banksperre, an keine neuen Gesetze, an kein Papiergeld darf in Hamburg gedacht werden, lautet das mit vielen wichtigen historischen Erörterungen unterstützte Resultat seiner Untersuchungen. Er erzählt dann, was zur Steuer jenes Uebels in Hamburg vorgenommen wurde, und in wiefern es zweckmäßig war. Auch die übrigen vorgeschlagenen aber nicht angewandten Hülfsmittel zur Wiederherstellung des Kredits werden nach ihrer Rechtlichkeit oder Unrechtlichkeit, und den schädlichen oder unschädlichen Folgen, die ihre Anwendung hervorgebracht haben dürfte, gewürdigt, und die vorigjährige Handlungskrise selbst mit ihren Ursachen und Folgen in einer gedrängten Darstellung geschildert. Auswärtige erhalten durch diese Schrift mit den Verhältnissen in welchen sich die Hamburger Bank zu dem Hamburgischen Staate befindet, eine nähere Bekanntschaft, die um so erfreulicher seyn muß, da das allgemeine Zutrauen, das diese Bank in ganz Europa genießt, durch die lebendige Ansicht der regen und unaufhörlich wachsamen Sorgfalt, womit Hamburgs Bürger von jeher dies wichtige Nationalinstitut bewahrten, sicher aufs neue gestärkt und bewährt gefunden wird.

F. Wie heißt denn Ihr Buch?

H. Was darf, und was darf nicht in Hamburg geschehen?

F. Ich habe es gelesen, wie ein Buch gelesen seyn will; ich schätze den Verfasser auch von einer Seite, von welcher er nach meiner Meinung sehr hoch steht. Ich kenne wenig Prosaiker, die ihm, nach Lessings Tode, in der Diktion gleich kommen, und ich könnte aus Ihrem Buche eine Menge Sprüche zusammen reihen, die das Resultat tiefen Nachdenkens und mit einer Anmuth und Leichtigkeit hingeworfen sind, daß sie, nicht bloß für Ihre Mitbürger, Sprüchwörter zu seyn verdienten. *) Woher kommt es aber, daß es nicht mehr Aufsehn erregt, daß es nicht mehr gewirkt hat?

H. Doch hat es Aufsehn gemacht, und wirken wird es noch in der folgenden Generation. Die Hofnung müssen Sie dem patriotischen Hamburger nicht nehmen. Ein sonderbarer Umstand, eine Kleinigkeit, schadete der Aufnahme des Buchs. Der Sünder freuet sich immer, wenn der Prediger einer ihn treffenden Wahrheit, eine Stelle dabei falsch exegesirt.

F. Welche Stelle meinen Sie.

---

*) Gewiß wird jeder Leser der Heßischen Schrift, wenn er auch kein Hamburger ist, diesem Urtheile beistimmen. Ich benutze diese Gelegenheit, um sie vorzüglich auch meinen Mitbürgern zu empfehlen, denen sie in mehrerer Rücksicht grade jetzt, ein Wort zu seiner Zeit seyn dürfte. So z. B. in Ansehung alles dessen, was über das Bankwesen gesagt wird. Auch die Stelle über die Hamburgischen Bürgerkonvente Seite 109 — 122, ist für uns Bremer nicht minder beherzigungswerth.

A. d. H.

H. Der Verfasser sagt: Das Resultat langer Erfahrungen enthält, daß die geringste Banko Roulance 100 Millionen betragen habe. Diese Aeusserung, obgleich das darauf gegründete Raisonnement richtig bleibt, sticht zu sehr mit allem, was sonst so wahr und richtig ist, ab, daß ich mich nicht darin zu finden weiß. Welche Zeit nimt der Verfasser für diese Roulance von 100 Millionen an? Und um von seiner Hypothese gewiß zu werden, giebt es nur ein Mittel: in der gegebenen Zeit den Umfang von allen Bankfolien aufzuzählen, wozu es immer an Zeit fehlt und fehlen wird, und wobei sich auch kein vernünftiger Zweck denken läßt. Denn der kleinere Fond kann durch lebhaftere Umwälzung eine stärkere Roulance verursachen, als der größere. *)

F. Desto befriedigender ist doch, wie Sie gestehen müssen, was er von der Geschichte und der Verfassung Ihrer Bank anführt, und was mich darüber aufgeklärt hätte, wenn ich einer Aufklärung bedurft hätte.

H. Dies macht Ihnen Ehre, da so viele Fremde sie als ein Wunder anstarren.

F. Ich sah sie von jeher als eine gemeinschaftliche Kasse der Kaufleute an, die ihr Geld an Einen Ort zu ihrer Bequemlichkeit hingetragen hatten, um sich die Mühe des Zählens zu ersparen, und es an diesem Orte sicherer, als in ihren eignen Häusern zu haben.

---

*) So könnte z. B. bei einem Bankfond von 25 Millionen, gar wohl ein monatlicher Umsatz von 600 Millionen möglich seyn. Anm. des Eins.

H. Setzen Sie noch hinzu, daß sie statt Geld, Silber nahmen, und durch dessen unwandelbaren Werth für die handelnde Welt, ihr Bankgeld zu einem festen Maasstabe machten, und Sie haben den Knoten gelöset. Die einfachste Sache verursacht Verwirrung in den Ideen, weil man so schwer glaubt, daß große Dinge durch einfache Mittel zu erhalten sind, obgleich die Natur täglich das Gegentheil predigt.

F. Ich fasse Sie beim Worte. Ist die ganze Maschine so einfach, wozu bedarf es dabei denn einer Geheimnißkrämerei? Ich höre: die Männer, die den jedesmaligen Fond der Bank erfahren, müssen schwören, nichts davon zu entdecken. Wozu das?

H. Weil das Gesetz es befiehlt. Ist Ihnen diese Antwort in dem Munde eines Hamburgers nicht hinreichend und ehrwürdig, so müssen Sie für Schmeichelei halten, was von Heß von der Rechtlichkeit des Hamburgers sagt.

F. Dieser Händedruck sey meine Antwort! Aber doch noch eine Frage: warum befiehlt das Gesetz es?

H. Ich glaube, denn ich kann den Geist des Gesetzgebers nicht citiren, man wollte dabei die Einfalt der fremden politischen Rechenmeister schonen, die auf dieses Datum Berechnungen von der Zunahme oder Abnahme des Reichthums Hamburgs, von der mehrern oder mindern Ausbreitung seiner Handlung, gebauet haben würden, die alle falsch gewesen wären; *)

*) Z. B. schon deswegen, weil man nur gar zu leicht würde in Versuchung gerathen seyn, die Summe des

man wollte überhaupt, was so ganz dem Geiste unsrer Vorfahren gemäß war, das für sich behalten, was Niemanden zu wissen kümmert, was selbst den einzelnen Bankinteressenten gar nicht interessiren kann, der nur zu sorgen hat, daß er für sich Bankgeld genug habe.

F. Ihre Vorfahren kamen auf diesem Wege weiter, als wir mit allen unsern publicistischen Tabellen.

H. Die der praktische Kaufmann, ihrer Unzuverlässigkeit wegen, mit Recht so wenig achtet.

F. Sind Sie mit allem zufrieden, was der Verfasser über die neue Verordnung sagt? In der Fremde hörte ich sie nicht tadeln. Man fühlte ihre wohlthätige Wirkung im Auslande, und es sind vielleicht mehr Häuser in der Fremde als in Hamburg dadurch von ihrem Fall gerettet.

H. Mit seiner so schön vorgetragnen Theorie darüber, bin ich es durchaus. „Kein Gesetz muß etwas anders wollen, als was Recht ist,“ ist durchaus das Axiom des ehrlichen Mannes. Ja es kann für den ehrlichen Mann nichts anders wollen; denn die Pflicht, recht zu thun, ist heiliger, als die Pflicht, dem Gesetze zu gehorchen. Indeß sind diese Grundsätze doch mit einiger, durch ihre Absicht freilich sehr ehrwürdigen Härte, auf die neue Verordnung angewandt. Die Zeit ihrer Dauer ist fast vorüber. Sie war ein Blitzableiter, und hat für Hamburg weniger,

---

Bankfonds für reines Hamburgisches Eigenthum anzunehmen, da doch vielleicht $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ desselben im Grunde fremdes Eigenthum ist. A. d. Eins.

aber, wie Sie selbst sagen, für das Ausland viel Gutes gewirkt. Sie wird ein Denkmal der großen Noth unsrer Börse bleiben, und sie würde ein noch schöneres von der fortdauernden Rechtlichkeit unsrer Bürger seyn, wenn es bekannter wäre, wie so höchst ungerne, wie so nothgedrungen man daran ging.

F. Es ist doch auch dieser Umstand in der Fremde bekannt genug. Man ehrt noch immer den Hamburger wegen seiner Rechtlichkeit, und tadelt nur den Leichtsinn vieler Kaufleute, die durch ihre Schwindelei die Nothwendigkeit veranlaßten, auch nur auf kurze Zeit eine Verordnung der Art nothwendig zu machen.

H. Es freuet mich herzlich, daß man so billig denkt. Auch ist die Zahl derer, die diese schreckliche Epoche herbeiführten, sehr klein, gegen die, welche alle mehr oder weniger dabei gelitten haben.

F. Gebe nur Gott, mein Freund, daß ihre Mitbürger beherzigen, was von Heß an dem Schlusse seines Buches so eindringend schön sagt: dem mit Hamburg bekannten Fremden, war doch keine Art des Luxus auffallender, als sich durch Titel seinen Bürgerpflichten entziehen zu wollen.

H. Sie war auch die empörendste, weil sie ganz egoistisch war. Sie hat auch manchem keinen Segen gebracht, wogegen so viele gute Bürger bei treuer Erfüllung ihrer Staatspflichten, auch noch Zeit zur Betreibung ihrer Geschäfte übrig behalten.

F. Es wäre vielleicht nicht unschädlich, wenn man künftig bei dem Anschlage an der

Börse schriebe: Herr Doktor — — unter der Firma — — u. s. w. Dies Prädikat kommt ihnen ja bei Gerichte zu.

H. Der Richter darf sich keine Ironie erlauben. Dem Uebel kann durch ein einfaches Gesetz besser gesteuert werden.

F. Ich freue mich darauf, und wünsche Ihren Nachkommen, daß sie sich wundern mögen, daß es nothwendig war, da einer der ganz Bürger zu heißen verdient, das ehrwürdigste Wesen in der ganzen civilisirten Welt ist.

3.

Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Gröningen, von J. G. Hoche. Bremen. 1800.

Die wenigen Blätter dieser Reisebeschreibung, auf denen von Bremen die Rede ist, enthalten eine Menge Unrichtigkeiten, und verdienen deswegen eine Rüge im Hanseatischen Magazin. So ist z. B. das, was Seite 496 u. s. w. von dem Verhältnisse der Lutheraner in Bremen gegen die dortigen Reformirten und gegen die Hannöversche Regierung gesagt wird, größtentheils unbestimmt, halbwahr, mitunter sogar gänzlich falsch. Sollte man aus einer Aeusserung des Verfassers, S. 496 unten, nicht schließen, daß die lutherischen Bremer Bürger in einer gewissen Abhängigkeit von Hannover stän-

den, und doch stehen sie in keiner weiteren Beziehung mit dieser Regierung, als daß sie die dem Churfürsten von Braunschweig Lüneburg als Herzog von Bremen zugehörige Domkirche besuchen, und sich deswegen auch gefallen lassen müssen, daß ihnen die Prediger an dieser Kirche von der Regierung in Stade gesetzt werden. Wollten sie sich, was alle Tage geschehen kann und sehr wünschenswerth wäre, dazu entschließen, eine andere Kirche zu bauen und Prediger an derselben zu salariren, so könnten sie sich diese auch selbst wählen, und jene ganze Verbindung würde aufhören. Eben das gilt auch von der Domschule. Wenn der Verfasser, S. 497, von dieser Schule sagt, sie sey nicht sonderlich, so irrt er sich, denn sie ist im Gegentheil jetzt sehr gut eingerichtet, und die Stader Regierung bietet gern zu ihrer weiteren Verbesserung die Hand. Ebendaselbst heißt es: das Bremische Gesangbuch gehört zu den besten in Deutschland. — Welches? Es gibt deren zwei, eins für die Lutheraner, und eins für die Reformirten. Das erste ist zwar bei weitem besser wie das letztere, aber zu den besten in Deutschland gehören wahrlich beide nicht. Mit dem Dom, heißt es ebenfalls S. 497, ist auch das Waisenhaus verbunden, es ist lutherisch, — ausser diesem gibt es aber noch zwei andre reformirte Waisenhäuser in Bremen. S. 509 wird Herr Doktor und Senator Deneken als Richter der Bremischen Gohgräfschaften angegeben. — Nur in einer der vier Gohen, in welche das Gebiet der Stadt vertheilt ist, ist das der Fall. — Die Bibliothek des Museums besteht nicht, wie S.

522 gesagt wird, aus 12000, sondern bis jetzt erst aus etwa 7000 Bänden. Herr Doktor Ewald gehört nicht zur Direktion des Museums, vielweniger ist er Bibliothekar desselben. — Die literarische Gesellschaft, von der der Verfasser S. 523 spricht, steht mit dem Museum nicht in der geringsten weiteren Verbindung, als daß mehrere Mitglieder derselben, nicht einmal alle, zugleich auch Mitglieder des Museums sind. Den Zweck, auf ihre Mitbürger durch Schriften zu wirken, hat diese Gesellschaft als Gesellschaft gar nicht. Wenn mehrere gelehrte Mitglieder derselben Schriftsteller sind, und in Verbreitung gemeinnütziger Schriften Zweck und Beruf ihres Lebens finden, so würde das auch ohne diese Gesellschaft geschehen, und geschah wirklich schon, ehe sie einmal existirte. Vom Hanseatischen Magazin war in diesem geselligen Zirkel gar nicht die Rede, wie Herr H. ihn im September 1798 besuchte, und konnte es auch nicht wohl seyn, da der Herausgeber erst später den Plan zu demselben entwarf.

4.

Zusatz zur Geschichte der Vereinigung von Ritzebüttel mit Hamburg. Siehe Hanseat. Magazin, 2r Bd. S. 284 285.

Der Verfasser hat hier die Bemerkung übergangen, daß die Lappen das Schloß Ritzebüttel nebst seinem Gebiete, welches bis dahin,

nemlich bis zum Schluße des 14ten Jahrhunderts, ein Theil des Landes Hadeln war, bloß als ein von den Herzogen zu Sachsen-Lauenburg *) ihnen concedirtes Lehn besessen hatten. Herzog Erich der 2te konnte es daher eben so wenig gleichgültig ansehen, daß die beiden Lappen, Wolder und Allverich, im Jahre 1372, einen beträchtlichen Theil ihres Lehns den Hamburgern verpfändeten, und ihnen ihr Schloß zu jeder Zeit zu öffnen sich verpflichteten, als er in die, von diesen Lehnspflichtigen, nach der durch die Hamburger und Wurstfriesen 1393 erhaltenen Niederlage, rechtsförmlich geschehene Abtretung des ganzen Landes willigen konnte. Aber er war in andern Händeln so verwickelt, daß er nicht im Stande war, seine rechtmäßige Oberherrschaft über Ritzebüttel, durch die Waffen gegen Hamburg zu behaupten. Daher überließ er das Ländchen der Stadt in einem Vergleiche, worin diese gewisse, von ihm gemachte Schulden übernahm. Sein Sohn Herzog Erich der 4te, bestätigte den Hamburgern erst im Jahre 1400, am Tage Maria Geburt, den Kauf und Vertrag wegen des Schlosses und Gebiets Ritzebüttel, und begab sich für sich und seine Erben aller weitern Ansprüche. So kam Hamburg erst 1400 zum völligen sichern

---

*) Da das Land Hadeln diesen Herzogen gehörte, so ist daher, auch nach dem Abgange des alten Fürstenthums, dasselbe immer als ein Anhang des Herzogthums Lauenburg angesehen, und noch jetzt gehen die Appellationen von den niedern Gerichten des Landes in der zweiten Instanz an das Lauenburgische Hofgericht. Unrichtig wird also das Land Hadeln S. 267 ein Theil des Herzogthums Bremen genannt.

Besitz des Ländchens, und darin ist auch wohl der Grund zu suchen, daß die Hamburger, obgleich sie schon 1393 das Schloß eroberten, doch erst im Jahre 1400, also jetzt grade vor 400 Jahren, ihren ersten Haupt- und Amtmann dahin schickten.

Bremen, 1800.

H. Schlichthorst.

5.

Auszug aus den Akten des Hamburgischen Senats und Bürgerkonvents vom 11ten April 1799, die Gehaltszulagen der ersten Hamburgischen Staatsbeamten betreffend. Zur Berichtigung einer Stelle im 2ten Bde des Hanseat. Magazins, S. 317.

Vorschlag des Senats.

— — 3. Daß von diesem Jahre an, einem jeden der vier Herren Bürgermeister jährlich 2000 Mark Banko, den vier Herren Syndicis und den sämmtlichen graduirten *) Herrn Senatoren 2500 Mark resp. Species und Banko,

*) Diejenigen Mitglieder des Senats, welche zugleich Kaufleute sind, und nicht, wie die Graduirten, durch die Wahl in den Senat, ihren ganzen bisherigen Erwerb aufzugeben genöthigt wurden, haben zur Erleichterung des Publikums, auf eine Vermehrung ihrer Salarien freiwillig Verzicht geleistet; auch der Herr Sekretair E. Oberalten hat sich die bewilligte Zulage von 1250 Mark Banko verbeten.

dem Herrn Protonotario und den beiden andern Herren Sekretairen, einem jeden 1000 Mark, dem Herrn Archivario aber 2000 Mark Species, und dem Aktuario Ehrbaren Oberalten 1250 Mark Banko, zugelegt *) werden, und daß zu diesem Behuf das jährliche auf Lucien zu entrichtende Schoß an Häusern und liegenden Gründen von Luciä dieses Jahres an, um den vierten Theil erhöht werde, so, daß von den Häusern und liegenden Gründen, geistlichen und weltlichen, in der Stadt, den Vorstädten und auf dem Stadtdeiche, künftig statt $\frac{1}{4}$ Procent, $\frac{5}{16}$ Procent, oder von jeden 1000 Mark, statt wie bisher 4 Schilling, künftig 5 Schilling bezahlt werden, von den in der Stadt Ländereien aber befindlichen Häusern und liegenden Gründen, welche dem Lucienschoß unterworfen sind, in eben dem Verhältnisse ein Viertel mehr, wie bisher.

Beschluß der Bürgerschaft.

— — ad 3. Die Vermehrung der Honorarien, und zu dem Behuf die Erhöhung des Lucienschosses, wird alles propositionsmäßig zugestanden.

---

*) Das Gehalt des ältesten Herrn Bürgermeisters betrug vor dieser Vermehrung jährlich 6000 Mark Banko, ein jeder der übrigen drei Herren Bürgermeister erhält 5000 Mark Banko, der älteste Herr Senator 3000 Mark Banko, und die übrigen Herren Senatoren 2500 Mark Banko. Die Totalsumme der jetzigen Vermehrung der Honorarien, beträgt jährlich 50500 Mark Species und Banko.

6.

Berichtigung einer Stelle in der Allgemeinen Zeitung vom 12ten December 1799.

In dieser Stelle ist von einer in Hamburg ausgeschriebenen gezwungenen Anleihe *) die Rede. Wie uneigentlich eine solche Benennung ist, fällt jedem in die Augen, der die hamburgische Verfassung, und die Natur jener Kontributionsanleihe, denn dies ist ihr Name, näher kennt. Vermöge derselben wurde ein vierfach verdoppeltes Kopfgeld erlegt, und für die jedesmalige Summe desselben eine Stadtverschreibung zu 3 Procent gegeben. Diese Verschreibungen sind innerhalb 20 Jahren nach einer jährlichen Verlosung zahlbar, jedoch zahlt keiner etwas zu dieser Anleihe, der unter 50 Mark doppelten Kopfgeldes taxirt wurde. Diese Taxation, die nach dem Maaßstabe von 2 für 1000 des wahrscheinlichen Vermögens angestellt wurde, war indeß auf keine Weise gefährlich, da man sich dabei beruhigte, wenn jemand auf seinen Bürgereid erklärte, daß er nur so oder so viel

*) Diese Benennung hat ihren wahrscheinlichen Grund darin, daß ein Theil der Bürgerschaft mit der Ausschreibung dieser Kontributionsanleihe zu 3 Procent nicht einverstanden war, und dagegen eine freiwillige Anleihe zu 4 Procent Zinsen vorschlug, welche Proposition aber auf dem Bürgerkonvente nicht durchging. Im Gegensatz gegen diese nannte man nun jene beschlossene Anleihe gegen diese eine gezwungene.

zu geben im Stande sey. Eine bei dieser Gelegenheit gemachte schöne Erfahrung, gereicht in der That dem Gemeinsinne und dem Patriotismus der hamburgischen Bürger zum Ruhme. Einige derselben haben nemlich zu dieser Anleihe freiwillig bedeutend mehr gegeben, als sie nach ihrem bisherigen Kontributionsverhältnisse zu geben verpflichtet waren, und dabei erklärt, sie würden in eben diesem Verhältnisse auch künftig kontribuiren. Einer dieser patriotischen Männer hat sogar sein Kontributionsquantum unter ähnlicher Erklärung verdoppelt.

7.

Fruchtpreise und Kornsperre in Niedersachsen.

Im ersten Stück der Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft, wird in der Vorrede, Seite VII gesagt:

> „Was man auch für locale Ursachen des Steigens und Fallens der Fruchtpreise zuweilen angiebt; so sind es doch allemal die Hansestädte, welche diese machen. — Jene dort angegebne Harmonie der Preise durch ganz Niedersachsen, ist mehrentheils stärker, als die Macht der Sperrungen.“

Sollte es nicht der königlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, oder andern Sachverständigen belieben, in den Annalen selbst, im Hannöverschen oder im Hanseatischen Magazin, die Richtigkeit jener höchst merkwürdigen Bemerkung zu beweisen, und zugleich die daraus fließenden Folgen hinzuzufügen? allenfalls auch zugleich ihren Blick auf den Obersächsischen Kreis zu richten?

8.

Literarische Nachricht.

Herr Domherr Doktor Meyer in Hamburg, hat das unlängst in Paris, von einem sehr achtungswürdigen französischen Gelehrten und vieljährigen Staatsmanne geschriebene interessante Werk, unter dem Titel: Memoires historiques et philosophiques sur Pie VI. et son Pontificat. 2 Tom. à Paris chez Buisson. An 7 de la Republ. deutsch, mit eignen Anmerkungen und neuen Zusätzen, herausgegeben. Die Uebersetzung führt den Titel: Pius der Sechste und sein Pontifikat. Eine historische und philosophische Schilderung. Aus dem Französischen, von dem Verfasser der Darstellungen aus Italien. Mit Anmerkungen des Ueber-

setzers, und einem Nachtrage von Fragmenten, über die Revolution in Rom vom Jahre 1798; über die Entführung Pius VI. nach Frankreich; über seinen Aufenthalt und Tod in Valence, Aus italienischen und französischen Handschriften. Hamburg, bei K. E. Bohn. 1800.

9.

Nachricht.

Schon seit mehrern Jahren sammelte ich zu einer Geschichte des Nürnbergischen Handels. Endlich eröffnete sich mir eine reiche Quelle, aus welcher, zur Erreichung meines Zwecks, zu schöpfen mir gütigst erlaubt wurde. Ueberdieses hatte der verdienstvolle Herr D. und Professor Siebenkees zu Altdorf die Güte, mir seine eigenen beträchtlichen, den Nürnbergischen Handel betreffenden Kollektaneen, so wie des seeligen Professors Will Sammlung, zu freiem Gebrauch zu überlassen. Dadurch sehe ich mich in den Stand gesezt, dem Publikum hiemit anzukündigen, daß ich — wenn sich eine hinreichende Subskripzion findet — herauszugeben entschlossen bin:

Geschichte des Nürnbergischen Handels.

Ein Versuch

von

Johann Ferdinand Roth,
Diakon zu St. Sebald.

Diese Geschichte wird aus vier Theilen bestehen. Der erste Theil wird Nürnbergs Handel in vier Perioden von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten darzustellen suchen. Der zweite Theil wird von Nürnbergs Fabriken, Manufakturen, Handwerkern, Erfindungen 2c. handeln; der dritte soll einzelne Handelszweige zum Gegenstande haben; und der vierte endlich wird die Anstalten anführen, die zur Beförderung des Handels getroffen worden sind.

Das Werk soll in groß Oktavformat, mit guten teutschen Lettern, mit breitem Rande, und auf weißem Papier gedrukt erscheinen, auch mit einem Kupfer, das auf den Gegenstand Bezug hat, geziert werden. Da die Stärke des Werks sich jezt noch nicht genau bestimmen läßt, so kann man nur so viel versichern, daß das Alphabet ungefähr 1 fl. 48 Kr. oder 1 Rthlr. Sächs. zu stehen kommen wird, und daß der Ladenpreiß, nach geschlossener Subskripzion, die bis Johannis dauert, um das Drittel erhöht

werden wird. Diejenigen, welche Exemplare auf Schreibpapier verlangen, werden gebeten, solches gefälligst anzuzeigen. Die Namen der Hrn Subskribenten werden dem Werke vorgedrukt. Wer sich die Mühe, Subskripzion zu sammeln, giebt, erhält das eilfte Exemplar frei, als ein geringes Zeichen der Dankbarkeit von Seite des Verfassers.

Nürnberg, im Februar 1800.

J. F. Roth.

Inhalt des dritten Bandes.

burger, über die Schrift des Herrn J. L. von Heß: „Was darf, und was darf nicht in Hamburg geschehen?“ 3. Recension einer Stelle in Hoche's Reise nach Osnabrück u. s. w. Bremen betreffend. 4. Zusatz zur Geschichte der Vereinigung von Ritzebüttel mit Hamburg, im 2ten Bande des Hanseatischen Magazins. Von Herrn Conrect. Schlichthorst. 5. Auszug aus den Akten des Hamburgischen Senats und Bürgerkonvents vom 11ten April 1799, die Gehaltszulagen der ersten Hamburgischen Staatsbeamten betreffend. 6. Berichtigung einer Stelle in der allgemeinen Zeitung vom 12ten December 1799. 7. Fruchtpreise und Kornsperre in Niedersachsen. 8. Literarische Nachricht. 9. Nachricht.

Verbesserungen.

S. 71 Z. 3 statt immermehr lies nimmermehr.
S. 149 Note st. Pretje l. Pratje.
S. 168 Z. 4 st. Stück positiv l. Rückpositiv.
S. 170 zur zweiten Note Vgl. Hrn v. Baczko Gesch. Preussens I, 15. und die N. A. D. B. 49. 502. Schröckhs Kirchengesch. 25r Th. S. 36.
S. 179 unten ferner Gesch. Preussens v. Hrn v. Baczko. Königsb. 1792. 1r und folg. Bde.
S. 192 Z. 2 st. Armen l. Versorgungs.
S. 192 Z. 4 st. Armenpfründen l. Pfründen.
S. 221 Z. 7 st. Decenni l. Decennium.
S. 224 Z. 20 st. den l. der.
S. 244 Z. 20 st. eingeschlossenen l. eingeschossenen.
S. 258 Z. 2 v. u. st. fortgesetzten l. fortgesetztem.
S. 267 Z. 13 st. mehreren oder minderen l. mehrerem oder minderem.
S. 274 Z. 17 st. Pfandschriften l. Pfandschaften.
S. 269 Z. 4 st. hier l. her.
S. 300 Z. 3. v. u. und S. 315 Z. 9. v. u. st. Pinkamer l. Pirkamer.





